



POLITIK

Beim Flughafen zum Doktor

Bald soll die Findel Clinic öffnen. Ihr Miet-Modell für Ärzt/innen setzt Anreize, sich am System zu bedienen

Un phare qui vacille

Lieu emblématique de la nuit luxembourgeoise, le Saumur traverse une tourmente qui menace son existence

Préparer mon trajet > Travaux!

Luxemburg wird vom Passagier-Fernverkehr europäischer Eisenbahnen vernachlässigt. Ändert sich das bald?

WIRTSCHAFT

Vive les privilèges !

Le privilège fiscal accordé aux managers de fonds alternatifs révèle la tension entre principe d'égalité et opportunisme économique

FEUILLETON

Große Streifen werden noch vermisst

Die diesjährige Berlinale begann schleppend mit wenigen großen Namen und kaum Glamour. In dem bislang überwiegend unauffälligen Wettbewerb überzeugen nur ein paar Filme



Millionen für Microsoft

IIII Stéphanie Majerus

47,5 Millionen Euro hat das Centre des technologies de l'information de l'État (CTIE) im vergangenen Jahr für Software-Lizenzen ausgegeben – so steht es in einer schriftlichen Antwort des Digitalisierungsministeriums. Der Löwenanteil dürfte an Microsoft geflossen sein. Nach den entsprechenden Lizenzkosten war das Ministerium vom *Land* gefragt worden, es erwähnte diese aber nur im Rahmen der Anwendungsbereiche: Man nutze M365-Dienste, Teams, Microsoft-E-Mail-Software sowie Intranetplattformen. Das interkommunale Informatik-Syndikat Sigi wiederum zahlt 2,5 Millionen Euro allein für Microsoft-Lizenzen. Viel Steuerzahlergeld fließt damit in einen US-Konzern, der sich mittlerweile um die Gunst eines unberechenbaren Präsidenten bemüht. Im Bildungswesen räumt Microsoft günstigere Konditionen ein – wahrscheinlich will man die Kundschaft von morgen pflegen. Der Informatikdienst des Bildungsministeriums hat 5 Millionen Euro für Lizenzkosten aufgewendet, wovon rund ein Drittel an Microsoft ging. Dabei ist das Datenzugriffspotenzial allerdings beträchtlich: 31 000 Lehrbeauftragte und Ministeriumsangestellte verfügen über Microsoft-Programme – hinzu kommen 160 000 Schüler/innen und Studierende.

US-Software wird zunehmend als Sicherheitsrisiko wahrgenommen. Können amerikanische Technologiekonzerne über ihre Produkte auch auf vertrauliche Daten und Informationen zugreifen? Lauschen US-Geheimdienste womöglich in Teams-Gesprächen mit? Immerhin wurde vor einem Jahrzehnt bereits bekannt, dass routinemäßig bei europäischen Politikern abgehört wurde. Das Ministerium will Entwarnung geben – die Cloud-Dienste würden von „europäischen Rechenzentren“ gehostet. Auf eben diesen Rechenzentren jedoch läuft US-amerikanische Software, und der unlängst verabschiedete Cloud Act erlaubt US-Behörden den Zugriff auf sämtliche Daten, die von amerikanischen Unternehmen weltweit gespeichert werden.

Im September machten die LSAP-Abgeordneten Ben Polidori und Franz Fayot auf das Problem aufmerksam. Sie wollten wissen, welche Maßnahmen die luxemburgische Regierung ergriffen hat, um sicherzustellen, dass personenbezogene Daten im Rahmen des Cloud Act nicht an ausländische Behörden weitergegeben werden. Digitalisierungsministerin Stéphanie Obertin (DP) antwortete, ein Drittstaat könne Einsicht in personenbezogene Daten nur dann verlangen, wenn ein internationales Abkommen dies ausdrücklich erlaube. Datenschutzexperten bezweifeln aber, ob US-amerikanische Mutterkonzerne extraterritoriale Rechtsvorschriften nicht dennoch gegenüber ihren europäischen Ableger durchsetzen können. Um der Gefahr entgegenzuwirken will das CTIE zudem mit lokalen Servern arbeiten statt Cloud-Anwendungen, allerdings sind manche Microsoft-Dienste wie Teams inzwischen ausschließlich als Cloud-Lösung erhältlich.

Als Ministerin Obertin im Mai 2025 gemeinsam mit Wirtschaftsminister Lex Delles (DP) und Justizministerin Elisabeth Margue (CSV) die neue Strategieinitiative für „digitale Souveränität“ vorstellte, sprachen sie sich für Open-Source-Anwendungen aus. Deren Quellcode kann, im Rahmen bestimmter Lizenzbedingungen, eingesehen, verändert und weitergegeben werden. Einige Open-Source-Anwendungen wurden bereits lanciert, wie der Messengerdienst Luxchat4Gov für Beschäftigte des öffentlichen Dienstes, der dezentral verwaltete Verwaltungsdienst Peppol sowie Geoportail und Legilux-public.lu. Von einer echten digitalen Souveränität ist man allerdings noch weit entfernt. Dass die Abhängigkeit von US-Technologie weit reicht, veranschaulichen gerade die US-Sanktionen gegen sechs Richter des des Internationalen Strafgerichtshofs. Sie leben wieder in den 1980er-Jahren: Von einem Tag auf den anderen verloren sie den Zugang zu Waren, Dienstleistungen und Zahlungsmitteln amerikanischer Unternehmen. Der französische Richter Nicolas Guillou berichtete, er könne keine Hotels mehr buchen, keine Bücher online bestellen, und seine Kreditkarte funktioniere nicht mehr. Da hilft auch kein Open-Source-Geoportail. ●





Das Findel Business Center. Demnächst mit der Findel Clinic

Beim Flughafen zum Doktor

IIII Peter Feist

Bald soll die Findel Clinic öffnen. Ihr Miet-Modell für Ärzt/innen setzt Anreize, sich am System zu bedienen

Übernächsten Montag, am 2. März, soll die Findel Clinic öffnen. Das meldete vergangene Woche *Radio 100,7* und berief sich auf eine Mitteilung von Philippe Wilmes, „die uns vorliegt“. Am 31. Oktober vergangenen Jahres hatte das *Land* über das Projekt der beiden Ärzte Philippe Wilmes und Alain Schmit berichtet, auf einer Etage im Findel Business Center „eine neue multidisziplinäre Klinik“ anbieten zu wollen, „gegründet von Ärztinnen und Ärzten für Ärztinnen und Ärzte, mit den Patientinnen und Patienten im Mittelpunkt jeder Entscheidung“. So die Selbstdarstellung der Findel Clinic auf ihrer Internetseite damals.

Heute ist *findelclinic.lu* nichts über eine bald bevorstehende Einweihung zu entnehmen. Anders als vor vier Monaten ist an dem dreisprachigen Webauftritt nur, dass die „multidisziplinäre Klinik“ durch ein „multidisziplinäres Medizinisches Zentrum“ ersetzt wurde. Das geschah schon voriges Jahr, nachdem die Findel Clinic zu einem politischen Top-Thema geworden war und ein Vorwurf lautete, eine für Krankenhauseinrichtungen reservierte Bezeichnung werde verwendet. Das Spitalgesetz stellt in solchen Fällen eine Strafe zwischen 5 000 und 100 000 Euro in Aussicht. Diesem Risiko wollten sich Alain Schmit und Philippe Wilmes offenbar nicht aussetzen. Zumal sie, bis Ende 2024 Präsident, beziehungsweise Vizepräsident des Ärztesverbands AMMD, wissen müssen, was im Spitalgesetz steht.

Großer Stein des Anstoßes war – und ist –, dass Wilmes und Schmit zum Betreiben der Findel Clinic eine Aktiengesellschaft gegründet haben, die Phial s.a., und als Mitaktionäre klangvolle Namen aus der Wirtschaft gewannen, Marc Giorgetti, Alain Kinsch und Marc Hoffmann. Doch schon eine einfache Suche im Handelsregister nach dem Begriff „Centre médical“ liefert mehrere Ergebnisse mit dem Zusatz s.à r.l. oder s.a.: ein Ärztezentrum in Echternach und eines in Luxemburg-Mühlenbach, beide als s.à r.l., oder die Centre médical Nordstrooss s.a. in Marnach.

Erwartungen auf Rendite

Sind Rendite-Erwartungen von Teilhabern an Handelsgesellschaften in der Medizin hierzulande weiter verbreitet, als man meinen könnte? Weiter auch, als im November Marc Spautz warnte, damals noch Präsident der CSV-Kammerfraktion, als er in einem *Tageblatt*-Artikel schrieb: „Steht Luxemburg vor einem Wendepunkt? Mit der Findel Clinic, die 2026 nahe dem Flughafen eröffnen soll, könnte die private Medizin Einzug in ein System halten, das bislang fest auf Solidarität und universellen Zugang gebaut war“ (22.11.2025)?

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Phial s.a. hinter der Findel Clinic und den Ärztehaus-Handelsgesellschaften besteht darin, dass Letztere Immobiliengesellschaften sind. Sie kaufen, verkaufen, vermieten, verwalten Immobilien. Das steht als Gesellschaftszweck in ihren Satzungen. Die in Marnach hat ein großes Gebäude unter sich. Nicht nur Ärzt/innen sind dort Mieter, sondern auch das CHL mit einem Praxiszentrum, die Croix-Rouge mit einer Blutspendenstelle oder die CNS mit einer Filiale. Auch Spitäler können Aktiengesellschaften sein. Die Hôpitaux Robert Schuman sind eine, die frühere Clinique privée Dr Bohler war eine. Was Spitäler (auch öffentliche Einrichtungen) an Gewinn erwirtschaften können, regeln Gesetze und eine Konvention mit der CNS. Die Möglichkeiten sind begrenzt und haben im Grunde nichts mit Medizin zu tun.

Die Findel Clinic ist anders konzipiert. Der Gesellschaftszweck der Phial s.a. ist breiter. Immobilien-Operationen gehören dazu auch, aber an vorderer Stelle erwähnt die Phial-Satzung

„toutes prestations de services“. Einerseits Dienstleistungen an freie Berufe, darunter die Vermietung speziell angepasster und ausgestatteter Räumlichkeiten zur Ausübung dieser Berufe, sowie die Zurverfügungstellung „jeglicher“ administrativen und buchhalterischen Unterstützung. Das ist das Rundum-Sorglos-Angebot, von dem Philippe Wilmes schon im Oktober gesprochen hatte: In der Findel Clinic würden Ärzt/innen ein Paket aus Räumlichkeit, Technik, Personal und Support mieten, um sich „ganz auf ihre Medizin konzentrieren“ zu können. Was das kosten soll, erläuterte er nicht. Heute reagiert er nicht auf Anfragen zur Findel Clinic. Vielleicht auch wegen des schwebenden Verfahrens um von ihm in seinem Hauptberuf als Chirurg angeblich unnötig vorgenommene Knie-Operationen.

Private Check-ups

Ein weiterer Abschnitt in der Phial-Satzung deutet an, worin zumindest ein Teil des Geschäftsmodells der Findel Clinic bestehen dürfte: Dienstleistungen an „personnes morales pour leur personnel ou des personnes physiques à titre individuel, de la réalisation de bilans de santé préventive, de commercialisation de tous produits et conseils relevant de la santé holistique ou du bien-être et toute activité se rapportant au domaine du bien-être“. Dazu passen Anzeigen zur Suche nach Ärzt/innen für die Findel Clinic, die Phial auf Portalen wie *emploimedecin.com* geschaltet hat: „Votre rôle“, erfahren interessierte Mediziner/innen, „consistera à offrir des consultations spécialisées et/ou à contribuer aux bilans de santé préventifs.“

Bilans de santé sind kommerzielle Angebote insofern, als sie im Leistungskatalog der CNS nicht vorkommen. Private Versicherungen zahlen dafür, oder ein Betrieb, der seinen Beschäftigten einen solchen Check-up gönnt. Wer genug Geld hat, zahlt aus eigener Tasche. Neu sind die Check-ups nicht: Vor knapp 15 Jahren begann damit das *Gesondheetszentrum* der Zithaklinik – die damals noch eigenständig war und eine Aktiengesellschaft. Heute sind die Check-ups eine Einnahmequelle für die Hôpitaux Schuman. Zwischen acht Uhr morgens und zwölf Uhr mittags werden die Patient/innen von einem Spezialisten zur nächsten Spezialistin gelotst. CNS-Versicherte dagegen müssen für so einen Check-up viele Termine vereinbaren. Und brauchen einen Arzt, der sie darin berät, was gecheckt werden soll und die Resultate zu interpretieren hilft. Das ist aufwändig und zeitraubend.

Check-ups sind kein Wendepunkt Richtung Privatmedizin. Auch wird die Findel Clinic sie vielleicht nicht gleich anbieten können: Wenn *Radio 100,7* mit seiner Meldung vorige Woche recht hatte, wird die Findel Clinic zunächst nur Innere Medizin und Kardiologie zur Verfügung haben. Per Anzeigen sucht Phial Ärzt/innen, die ein bis drei Tage pro Woche in Luxemburg praktizieren möchten. Vielleicht ist die Suche schwieriger als gedacht. Oder die Paket-Miete spricht nicht viele an.

Eine Wendelage vor allem darin, dass eine Aktiengesellschaft im großen Stil Behandlungskapazitäten an Ärzt/innen vermieten will. Von „bis zu 15 verschiedenen Arztdisziplinen“ hatte Philippe Wilmes im vergangenen Jahr gesprochen. Anzeigen von Phial sprechen von „spécialistes de plus de 15 disciplines“, die Seite *findelclinic.lu* deutet 17 an. Wenn die Findel Clinic gegenüber herkömmlichen Arztpraxen erweiterte Öffnungszeiten anbieten soll, was Wilmes angekündigt hat, die Ärzt/innen aber für nur einen bis drei Tage anwesend sein sollen, könnte Phial vielleicht insgesamt 50 unter Vertrag nehmen.

[...]

[Fortsetzung von Seite 3]

Zahnmedizin auch vom Private-Equity-Fonds

Und an ihrer Miete verdienen. Gegenüber dem *Land* hatte Wilmes im Oktober Rendite-Erwartungen von Phial heruntergespielt, doch wieso sollte Phial keine haben? Investoren, die in großen Centres dentaires stundenweise Zahnarztstuhl und Support vermieten, haben auch welche. Oder die Beteiligungsgesellschaft Devmed s.a., die die Hygie-Kette betreibt und zu deren Aktionären vor drei Jahren der in Paris domizilierte Private-Equity-Fonds Axio Solutions SLP stieß. Im Juni 2023 öffnete in Esch/Alzette eine Praxis Hygie Imagerie mit tageweise in Belgien angeheuerten Radiologen. Von deren Honorar behielt der Betreiber der Praxis, eine Hygie-Tochter von Devmed, 70 Prozent ein. Als Gegenleistung für Räumlichkeiten, Personal, Support und Apparate wie CT-Scanner und Mammograf, die er zur Verfügung stellte. Alain Schmit beschwerte sich damals gegenüber dem *Land*, LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert habe sich zu viel Zeit gelassen mit einem Gesetz über Ärztegesellschaften, das berufsfremde Finanziers ausgeschlossen und eine Radiologie verhindert hätte, die Ärzten etwas vom Honorar nimmt (*d’Land*, 30.6.2023).

Hygie Imagerie scheiterte schließlich an Lenerts Antennen-Gesetz. Verhandlungen mit dem CHEM über eine Hygie-Radiologie-Antenne in Esch schlugen fehl. Der AMMD blieb ein beinahe heiliges Prinzip erhalten: die Unantastbarkeit des Arzthonorars. Nur Centres dentaires mit der Miete pro Stuhl waren die Abweichung von der Regel, dass es für Ärzt/innen keine Kostenbeteiligung geben dürfe; darunter die vier Zentren mit Öffnungszeiten 7j/7 von Hygie Dentaire. 2017 war die AMMD empört, als LSAP-Gesundheitsministerin Lydia Mutsch ins Spitalgesetz schreiben wollte, dass Klinikmediziner/innen einen Teil ihres Honorars ans Spital abtreten sollten, wie in Belgien. An der Spitze des Widerstands standen Philippe Wilmes und Alain Schmit. Dass ausgerechnet sie in der Findel Clinic eine Rundum-Miete nehmen wollen, brachte in der Ärzteschaft viele auf. Wilmes hält 38 Prozent der Anteile an Phial, Schmit 22 Prozent. Die anderen vier Aktionäre halten jeweils zehn. Laut Phial-Satzung werden Dividenden proportional zum Anteil der Aktionäre vergeben.

Anreize aus dem Miet-Modell

Das Miet-Modell von Phial könnte Ärzt/innen in der Findel Clinic dazu anreizen, viel zu arbeiten, um viel abrechnen zu können. Vielleicht Behandlungen vorzunehmen, die nicht nötig sind, oder bei der Abrechnung zu tricksen. In den bei der AMMD so unbeliebten Centres dentaires

scheint das vorzukommen; AMMD-Präsident Chris Roller klagte vor einem halben Jahr, dort bekämen Patient/innen mitunter Rechnungen über 600 bis 700 Euro in die Hand (*d’Land*, 29.8.2025).

Dass Patient/innen auch die Findel Clinic mit ansehnlichen Rechnungen verlassen könnten, ganz abgesehen von privaten *Bilans de santé*, ist nicht ausgeschlossen. Es ist in keiner Arztpraxis ausgeschlossen, denn in Luxemburg muss ein Arzt nicht nur anbieten, was in der Ärzte-Gebührenordnung steht. Artikel 6 der Konvention zwischen CNS und AMMD legt fest, „les médecins ne peuvent réaliser à charge de l’assurance maladie que les actes professionnels prévus par la nomenclature médicale“. Woraus folgt, dass die Kasse für nichts zahlt, das nicht in *nomenclature* (der Gebührenordnung) steht. Dass der Arzt es nicht anbieten kann, folgt daraus nicht. Der *Code de déontologie* für die Ärzt/innen ergänzt das. In Artikel 106 steht: „Pour les actes ne figurant pas dans la nomenclature, il [*le médecin*] informera le patient et établira un dévis contre-signé par ce dernier englobant tous les honoraires et frais prévisibles pour le traitement proposé ou demandé.“ Wie viele solcher Kostenvoranschläge pro Jahr ausgestellt werden, weiß niemand. Vielleicht sind es nicht viele. Doch das Miet-Modell für die Findel Clinic setzt einen Anreiz in diese Richtung.

Ebenso für den Griff nach Zuschlägen für *convenances personnelles*. Schon vor 20 Jahren ermittelte die AMMD gemeinsam mit der CNS-Vorläuferin Union des caisses de maladie, dass ein Zuschlag CP1, der für einen im Voraus vereinbarten Termin beim Arzt berechnet werden kann, und den der Patient selber trägt, mitunter mit 100 Euro oder mehr auf Arztrechnungen auftauchte. Wie sich herausstellte, ging es dabei um Leistungen wie Akupunktur oder besonders lange Konsultationen. Über so etwas herrscht bis heute keine Transparenz. Als AMMD und CNS 2011 über eine neue Konvention zu verhandeln begannen, wurde der Vorschlag gemacht, derartige Extra-Leistungen klar auf der Rechnung zu vermerken. Weil die Verhandlungen insgesamt scheiterten, kam es dazu nicht. Dass in der Findel Clinic solche Zuschläge häufig erhoben werden könnten, ist druchaus denkbar, wenn durch die Miete an Phial ein Anreiz gegeben wird, viel zu verdienen.

Regulierung über Preise?

Dabei ist der Ausbau des *secteur extrahospitalier* politisches Programm. Eigentlich gibt es den Sektor noch nicht, weil er nicht definiert und nicht reguliert ist. Vielleicht wird er am Ende von einer Regulierung über Preise abhängen. Für die Krankenhaus-Antennen setzt sich das allmählich durch:

Die Findel Clinic bricht mit dem der AMMD bislang heiligen Prinzip von der Unantastbarkeit des Arzthonorars

Abgesehen vom Arzthonorar, das unangetastet bleibt, zahlt die CNS eine Pauschale. In die Pauschale geht alles ein: von den Räumlichkeiten über die Kosten von Personal bis hin zu den Abschreibungen von Technik, in Radiologie-Antennen zum Beispiel IRM oder Mammografen. Doch nur bis zu einem gewissen Auslastungsgrad fließt die volle Pauschale. Werden etwa radiologische Analysen über eine Schwelle hinaus gemacht, sinkt sie empfindlich. Darüberhinaus kontrolliert die CNS *ex post* anhand von Stichproben, ob die Leistungen europäischen Leitlinien entsprachen. War das immer so, gibt es einen Bonus, war das selten so, einen Malus. Und ist ein technischer Apparat vollständig abgeschrieben, gibt es für ihn kein Geld mehr.

Ob ein Modell dieser Art auch für Arztpraxen und Ärztehäuser eingeführt werden soll, ist dem Vernehmen nach politisch noch nicht entschieden. Etwas in dieser Richtung müsste es wohl geben, um *baussent de Spideeler* Anarchie zu verhindern und dafür zu sorgen, dass alles für die CNS bezahlbar bleibt. Es hätte auch Einfluss auf das Modell der Findel Clinic. Und während es nicht sicher sein mag, dass genug Ärzt/innen aus dem grenznahen Ausland sich für Teilzeit nah beim Flughafen interessieren, ist ziemlich sicher, dass ausländische Ärztegesellschaften sich für Luxemburg interessieren. Für sie ist das Großherzogtum ein Premium-Markt. ●



Sven Becker

In Zahnarztzentren 7j/7 hatte alles angefangen. Mit der stundenweisen Miete für Zahnarztstuhl und Support

Un phare qui vacille

IIII France Clarinval

Lieu emblématique de la nuit luxembourgeoise, le Saumur traverse une tourmente qui menace son existence

« Badabing » lit-on sur un néon fléchant la salle de strip-tease du Saumur Crystal Club. En ce moment, c’est plutôt « Badaboum » qu’il faudrait inscrire. Car l’établissement de nuit du quartier de la gare se trouve dans la tourmente depuis plusieurs semaines. Divers troubles ont éclaté dont une importante rixe devant le club de la rue Dicks, dans la nuit du vendredi 30 janvier au samedi 31 janvier. Lors de cette altercation trois personnes ont été blessées, dont une grièvement. « Cette dernière se trouve toujours en soins intensifs », confirme le Parquet auprès du *Land*. Une personne a été arrêtée en flagrant délit. Un deuxième suspect a été arrêté deux semaines plus tard en Belgique et remis aux autorités judiciaires luxembourgeoises. « Des bagarres dans le quartier et devant les clubs, il y en a souvent, ce n’est pas forcément lié au propriétaire du Saumur », argue Frank Rollinger, avocat du bénéficiaire effectif, un Allemand dont la société est domiciliée à Hong Kong.

Toujours est-il que le désaccord oppose frontalement les associés à la tête du cabaret et a dégénéré. Selon *L’Essentiel*, le directeur-salarié autrichien présent depuis 2021, aurait été remplacé par de nouveaux gérants « à la réputation sulfureuse ». Difficile de démêler le vrai du faux entre les on-dit des uns et des autres qui ne se distinguent guère en matière de réputation, de fréquentations interlopes. Le bar et restaurant de nuit fait, en outre, face à une assignation en faillite et à une demande en référé de la part de quatre employés, dont le directeur, pour obtenir des arriérés de salaires. L’audience prévue ce mercredi, a été repoussée au 18 mars. La procédure devrait aboutir à l’éviction définitive de l’un ou l’autre des associés, évitant ainsi une fermeture administrative ou judiciaire. Pour l’heure, le club reste ouvert, même si la situation porte atteinte aux affaires et ternit l’image de l’établissement.

Pour les habitués des lieux, l’ambiance n’est plus à la fête. « Les portiers laissent entrer n’importe qui. L’atmosphère devient souvent assez tendue. Je n’y vais plus aussi souvent qu’avant », explique un coutumier. Il constate que de moins en moins d’employés du secteur de l’Horeca fréquentent le Saumur, alors que les y retrouver après leur service constituait l’un des attraits du lieu. Un restaurateur ajoute qu’il est fréquent que ses clients, surtout de passage, lui demandent conseil pour la suite de la soirée. « Proposer des bars ouverts tard et des restaurants où l’on peut manger après minuit fait partie de la vie d’une vraie ville. Luxembourg ressemble déjà parfois à une ville fantôme, où il devient ardu de dénicher des lieux où sortir. Il serait dommage de jeter l’opprobre sur les rares clubs qui existent encore. »

Historiquement, la vie nocturne a connu des hauts et des bas, en fonction de la réglementation et de la souplesse accordée aux « mœurs légères ». Les modèles parisiens, berlinois ou londoniens des cabarets, cafés-concerts, music-hall et autres *Tingeltangel* ont été importés au tournant du vingtième siècle, suscitant d’importantes discussions à la Chambre des députés, dans les journaux luxembourgeois, ainsi que dans des rapports de police et correspondances ministérielles. C’est ce que retrace Jos Haas dans son mémoire en histoire contemporaine, *Von Alkoholschenken, Arbeiterkneipen und Amüsierlokalen* (2018).

Les *Animierkneipen*, ancêtres des bars à hôtesses, apparaissent dans les rapports de police dès 1908, principalement près de la gare et dans la commune de Holerich (qui n’était pas encore rattachée à la ville) : « On les reconnaît à leurs lanternes rouges et à leur nom évocateur. Les fenêtres sont équipées de rideaux épais afin d’empêcher les passants d’apercevoir ce qui se passe derrière », cite Jos Haas. La société civile a mené plusieurs campagnes contre les bars à hôtesses, les érigeant en symbole de la menace morale et sanitaire pour la société. En 1912, par exemple, l’Association catholique des femmes a lancé une pétition contre les méfaits des bars à hôtesses au Luxembourg, qui a été signée par plus de 3 000 femmes (alors même qu’à l’époque elles n’avaient

pas le droit de vote). La classe politique, sous la pression de l’opinion publique, a alors durci sensiblement la législation concernant le personnel féminin dans les débits de boissons.

Considérés comme plus respectables les cabarets prospèrent à la même époque, notamment sur la nouvelle avenue de la Liberté (ouverte en 1904). L’historien Robert Philippart consacre plusieurs articles à cet essor. Ainsi, l’établissement « Au vieux Luxembourg », comprenant music-hall, jeu de quilles, restaurant, mais aussi appartements et chambres à louer, voit le jour en 1915. Après diverses affectations et transformations au fil du temps, le bâtiment abrite le bar et strip-club Joya, depuis une dizaine d’années. Non loin de là, le Clou Bar, ouvert en 1931, était devenu le Byblos, fermé autour de 2010. Après la Seconde Guerre mondiale, certains établissements de la capitale s’orientent vers le divertissement nocturne mêlant danse, musique, soirées et performances, y compris du striptease. Par exemple, au Café Le Perroquet puis au cabaret Chez Nous, les programmations in-

celle d’aujourd’hui : le Café Diana s’y implante après avoir quitté le Mille-Colonnes (au coin de la place de Paris) en 1952.

Tout au long des années cinquante, de nombreuses petites annonces cherchent à recruter des « brave Dienstmädchen », puis des serveuses, des buffetières ou des femmes de ménage, toujours des femmes. Le nom « Saumur » apparaît pour la première fois en 1960 avec plusieurs publicités pour son ouverture le 28 août. La vocation nocturne s’affirme déjà, puisqu’une annonce promet de la « soupe à l’ignon après 22 heures ». Des chambres se louent sur place, mais cette activité ne suffit pas pour rentabiliser l’entreprise, déclarée en faillite le 22 avril 1961. Théo Aldringer-Flammang, nouveau propriétaire, reprend les lieux en septembre de la même année. Il publie à son tour des annonces pour recruter du personnel (exclusivement féminin) et propose des chambres à la location, avec eau chaude, précise-t-il. Un nouveau changement de propriétaire intervient en décembre 1967, puis un autre en 1970. Une parenthèse aussi exotique qu’inattendue s’inscrit dans l’histoire du Saumur : En 1980, l’enseigne cède la place au Bali, restaurant indonésien. La société Nouveau Saumur occupe ensuite les lieux de 1984 à 1989.

On entre ensuite dans une époque dont certains se souviennent encore. La famille Anelli, Domenico et son fils Francesco (ou Franco) a dirigé l’établissement pendant plus de vingt ans. Discothèque et restaurant de nuit, l’endroit attirait une faune bigarrée, pas toujours très recommandable. « Il y avait parfois des bagarres, des problèmes avec des dealers ou des clients trop insistants avec les filles », se souvient un noctambule. Quand le lieu change de mains en 2012, les nouveaux propriétaires entendent faire place nette. Des travaux remodelent le bar et une nouveauté fait son apparition : Le strip « à l’américaine ». Les danseuses évoluent autour d’une barre de pole dance, tandis que les clients glissent des billets pour les encourager.

La nouvelle équipe veut faire en sorte que les choses soient cadrées et dans le respect des lois : Les danseuses étaient recrutées via des agences spécialisées (dans les pays de l’Est), avec des contrats en bonne et due forme, des jours de congé, des heures de nuit payées ; les clients indécents expulsés sur le champ ; le filtrage à l’entrée sévère ; la cuisine de bon aloi. Autant d’éléments qui séduisent une large clientèle. Très vite le Saumur rassemble un public éclectique mêlant juniors des Big Four, avocats, créatifs et même certaines personnalités politiques (Xavier Bettel notamment). On y croisait parfois quelques stars qui s’attardaient après un concert ou un tournage. Surtout, l’endroit est devenu le repère du personnel des bars et restos qui venait y dépenser leur pourboire après le service. « On y retrouvait un peu l’héritage du Cat Club, où des personnalités très diverses pouvaient passer la soirée ensemble et où il arrivait qu’un contrat soit signé sur un coin de serviette », s’amuse un bon client. Sur les réseaux sociaux du club, les photos des danseuses en tenue (très) légère et dans des positions

aussi aguicheuses que suggestives cèdent progressivement la place à des images de groupes d’amis en train de faire la fête, de serveurs et serveuses déguisés, de dj en plein mix et d’assiettes garnies de pâtes ou de burgers. « Le professionnalisme de l’équipe tant à la porte qu’au bar gommait le côté sulfureux du strip. Beaucoup de femmes sortaient au Saumur. Elles s’y sentaient tout à fait en sécurité et légitimes ».

Après dix ans et les affres de la pandémie, l’équipe s’oriente vers d’autres projets et revend l’entreprise à l’automne 2021. La transition s’opère en douceur, sans bouleversements majeurs. Mais peu à peu, la dynamique s’effrite : Les videurs se montrent moins vigilants, un fort turn-over affecte le bar. Une autre clientèle investit les lieux ; l’esprit des débuts s’estompe. L’issue judiciaire et financière déterminera si le Saumur pourra renaître de ses cendres et retrouver son statut de phare dans la nuit. ●



B L O G



PERSONALIEN

Philippe Wilmes,

Chirurg, der unnötige Knie-Operationen getätigt haben soll, machte gestern auf Facebook den Namen von Romain Seil, Chef der CHL-Orthopädie, als „Denunziant“ publik und schrieb, dass CSV-Gesundheitsministerin Martine Deprez mit Seil „mauscheln“ würde. Er tat das, nachdem sein Anwalt François Prum im *Wort* erklärt hatte, Wilmes lehne die von Deprez berufene Expertin zur Bewertung der Vorwürfe ab. Weil, so das *Wort*, ohne Prum zu zitieren, es „nachweislich eine fachliche Verbindung zu einem der Hauptankläger“ gebe. Beide seien Mitglied der European Society for Sports Traumatology, Knee

Surgery and Arthroscopy, hätten gemeinsam publiziert und wissenschaftlich kooperiert. Wegen Nähe zum „Hauptankläger“ und zu Deprez’ Expertin lehne Wilmes auch einen von dieser vorgeschlagenen weiteren Experten ab, auf den beide Seiten sich einigen müssen. Philippe Wilmes spricht auf Facebook weiterhin von einer „Affaire Deprez“ (Foto: sb). [PF](#)

Leila Shahid,

Diplomatin, von 2006 bis 2014 Generaldelegierte von Palästina bei der EU, in Belgien und Luxemburg, starb am Mittwoch. Wie *Le Monde* unter Berufung auf ihre Familie schrieb, nahm sie sich das Leben. Sie war schwer krank. Während ihres Mandats in Brüssel hatte die sehr engagierte Diplomatin Luxemburg nicht nur, wie das protokollarisch üblich ist, an jedem Nationalfeiertag besucht, sondern nahm an zahlreichen Treffen teil. [PF](#)

Marc Goergen,

Piraten-Abgeordneter, hat die Stadt entdeckt und will

zu ärgern. Andere setzen den lokalen Hebesatz für B6 so niedrig an, dass er nicht wirken kann. Etwa Steinsel, wo er mit 235 Prozent der niedrigste ist. In Schiffingen ist er mit 4 000 Prozent am höchsten – mit Abstand, vor Betzdorf mit 1 800 Prozent. Bauland habe sich in Schiffingen trotzdem nicht mobilisieren lassen, sagt LSAP-Bürgermeister Carlo Feiereisen dem *Land*. Auf den 2021 eingeführten Hebesatz könne man „keine zehn Grundstücksverkäufe“ zurückführen. „Durch ihn stiegen die Einnahmen aus der Grundsteuer von 10 000 auf 100 000 Euro im Jahr, aber das war nicht das Ziel. Ziel war die Mobilisierung von Bauland.“ Die lokalen Besitzer könnten sich „die Steuer halt leisten“. Für politischen Druck sorgen können Besitzer auch. Wie in Diekirch, wo 2020 der Gemeinderat den B6-Satz von 750 auf 15 000 Prozent erhöht hatte. Drohungen von Besitzern mit Klagen beim Verwaltungsgericht sorgten für die Kehrtwende zu nur 1 500 Prozent. Ändern sollen die Verhältnisse sich durch die „Mobilisierungssteuer“, die national gelten soll (Foto einer Baulücke: oh). [PF](#)

GEMEINDEN

Nicht mobile Immobilien

23 Gemeinden wenden nach wie vor die Klasse B6 in ihrer kommunalen Grundsteuer nicht an. Das geht aus einer vom Innenministerium publizierten Liste hervor. Die Klasse B6 gilt für bebaubare Grundstücke und war 2008 mit dem ersten *Pacte logement*-Gesetz eingeführt worden. Sie soll Bauland mobilisieren. Vor allem kleine Majorz-Gemeinden im Norden und im Osten verzichten lieber darauf, ihre Besitzer damit



zu ärgern. Andere setzen den lokalen Hebesatz für B6 so niedrig an, dass er nicht wirken kann. Etwa Steinsel, wo er mit 235 Prozent der niedrigste ist. In Schiffingen ist er mit 4 000 Prozent am höchsten – mit Abstand, vor Betzdorf mit 1 800 Prozent. Bauland habe sich in Schiffingen trotzdem nicht mobilisieren lassen, sagt LSAP-Bürgermeister Carlo Feiereisen dem *Land*. Auf den 2021 eingeführten Hebesatz könne man „keine zehn Grundstücksverkäufe“ zurückführen. „Durch ihn stiegen die Einnahmen aus der Grundsteuer von 10 000 auf 100 000 Euro im Jahr, aber das war nicht das Ziel. Ziel war die Mobilisierung von Bauland.“ Die lokalen Besitzer könnten sich „die Steuer halt leisten“. Für politischen Druck sorgen können Besitzer auch. Wie in Diekirch, wo 2020 der Gemeinderat den B6-Satz von 750 auf 15 000 Prozent erhöht hatte. Drohungen von Besitzern mit Klagen beim Verwaltungsgericht sorgten für die Kehrtwende zu nur 1 500 Prozent. Ändern sollen die Verhältnisse sich durch die „Mobilisierungssteuer“, die national gelten soll (Foto einer Baulücke: oh). [PF](#)

S O Z I A L E S

Null Prozent

In letzter Instanz entschied der Conseil supérieur de la sécurité sociale, dass die Arzttarife 2025 und 2026 nicht erhöht werden. Die CNS verhandelt alle zwei Jahre mit den Verbänden der mit ihr konventionierten Berufe über die Erhöhung der *lettre-clé*. Die wirkt dann auf alle Tarife eines Berufs. Der AMMD hatte die CNS im Herbst 2024 mit Verweis auf ihre Finanzlage dem Ärztesverband nur die Hälfte der maximal möglichen 2,68 Prozent geboten. Die AMMD war nicht einverstanden, Mediation und Klagen folgten. Vor Gericht plädierte die CNS auf null Prozent, da die Lage nun noch schwieriger sei. Die Richter des Conseil supérieur stimmten zu. [PF](#)

U M W E L T

Mehr renovieren

Am Dienstag erreichte Luxemburg seinen „Overshoot Day“. Wie schon in den vergangenen Jahren war nur Katar noch früher dran. Die Rechenmethode des Global Footprint Network ist zwar nicht unumstritten. Aber dass Luxemburg als kleines und reiches Land, das viel importiert, verhältnismäßig viele natürliche Ressourcen verbraucht, ist kaum zu bestreiten.

Der Mouvement écologique hat aus diesem Anlass ein Neun-Punkte-Programm aufgestellt, das für mehr Renovierungen im Bestand der Wohnungen sorgen will. In Luxemburg liege der Akzent zu stark auf dem

Neubau, meinte der Umweltverband am Dienstag auf einer Pressekonferenz, doch Neubau verbrauche mehr Ressourcen als die Renovierung im Bestand. Die sei ohnehin sehr nötig, um die Klimaziele zu erfüllen – die CO2-Emissionen der Gebäude sind die zweitwichtigsten in der Bilanz nach denen im Transport.

Die neun Punkte umfassen eine „Lebenszyklus-Betrachtung“ für Gebäude. Sie ist ab 2030 durch eine EU-Richtlinie vorgeschrieben, soll Emissionen auch aus der Herstellung der Baustoffe, dem Bauprozess selber, sowie Instandhaltung, Rückbau und Entsorgung erfassen. Zweitens sollte die geplante „nationale Baurordnung“ nicht länger Neubau-Kriterien auch auf Renovierungen anwenden. Drittens müsse man die Nachverdichtung im Bestand erleichtern, sowie viertens Renovierungen in PAG und PAP. Fünftens gehörten die Förderinstrumente für Sanierungen im Bestand weiterentwickelt. Der super-reduzierte TVA-Satz sollte – sechstens – auch für Einliegerwohnungen gelten. Siebtens wünscht der Méco die rasche Umsetzung von Grundsteuerreform und Mobilisierungssteuer. Achtens überhaupt einen kohärenten politischen Ansatz zur Renovierung sowie neuntens eine gezielte Sensibilisierung. [PF](#)

|||||

Staatssoldaten? Nun ja ...

|||| Peter Feist

Die Armee benötigt in den nächsten zehn Jahren an die 400 zusätzliche Soldaten, hat aber jetzt schon große Probleme, sie zu rekrutieren. Weshalb die Armeegewerkschaft Spal vorschlägt, aus dem Freiwilligendienst mit dem Statut „Soldat“ eine Staatsangestellten-Laufbahn zu machen. Eingestuft in die Besoldungsgruppe C2; anstelle der aktuell vier Jahre Dienst einen Vertrag für bis zu zehn Jahre, und im Anschluss einen garantierte Anstellung beim Staat, im kommunalen Sektor oder in einer weiterführenden Karriere der Armee. Die von der CGFP dominierte Berufskammer der Staatsbeamten und Staatsangestellten unterstützt diesen Vorschlag und verlangt, dass er „vertieft“ politisch diskutiert wird (*d’Land*, 13.2.2026).

Doch von den im Parlament vertretenen Parteien unterstützen nur die Piraten den

Vorschlag eindeutig. Der Ansatz „erscheint uns kohärent und langfristig“, teilt der Abgeordnete Marc Goergen mit. Dagegen seien die Lösungsansätze der Regierung – Verlängerung des Dienstes auf fünf Jahre; mehr Sold und die Rekrutierung auch von *frontaliers*, „temporär“.

CSV, LSAP und Linke antworteten auf die allen Fraktionen und Sensibilitäten schon vergangene Woche schriftlich gestellte Frage nicht. Die Grünen, so Sam Tanson, verstünden „absolut die Diskussion, die das Spal aufmacht, und den Bedarf nach langfristiger Absicherung“ für junge Menschen. Es seien „strukturellere Antworten nötig, als allein die Verlängerung der Dienstzeit um ein Jahr“.

Einen Diskussionsbedarf anzuerkennen, ist etwas anderes als sich einer Idee anzuschließen. Auch die ADR-Fraktion findet es „absolut legitim“, dass der Spal von „Struktur und Perspektive“ spricht. Verständlich sei auch die „Logik, junge Menschen nicht zu verlieren, in deren Ausbildung der Staat in der Armee investiert hat, und ihnen seriöse Wege in andere Karrieren zu bieten“. Dennoch würde die ADR nicht „blind“ zu einem Modell übergehen, „in dem Soldaten automatisch eine quasi permanente Staatskarriere“ bekämen. Eine Armee benötige „Einsatzbereitschaft, Disziplin und Flexibilität“. Der Ansatz Staatsangestellte könnte „verbeamten oder bürokratisieren“. Und wenn es zugleich eine Rekrutierung von *frontaliers* geben soll, müsse „klar definiert werden, wie man Loyalität, Sprache und Sicherheits-Freigaben regelt“.

Die DP-Fraktion hat die meisten Bedenken gegenüber der Spal-Idee. Die werfe „eine Reihe größerer Fragen auf“. Soldat sein, heiße, „bei bester Gesundheit und Fitness zu sein und kontinuierlich einsatzbereit“.

Dagegen würde eine Verallgemeinerung des Statuts C2 „die Erneuerung der Truppen stark reduzieren, was weniger Operationsfähigkeit mit sich brächte“. Außerdem sei schon die Karriere Korporal im Besoldungsgrad C2 eingestuft. Wollte man darüberhinaus auch Soldaten als Staatsangestellte mit C2 nach Karriereende in den Staatsdienst übernehmen, könnte das diesen vor große Probleme stellen: „Es werden generell nicht viele Personen in der Karriere C2 beim Staat gebraucht“, so die DP-Fraktion. ●

Préparer mon trajet > Travaux

IIII Stéphanie Majerus

Luxemburg wird vom Passagier-Fernverkehr europäischer Eisenbahnen vernachlässigt. Ändert sich das bald?

In den 1990er-Jahren ging es Richtung Osten schon einmal weiter, Richtung Westen schon einmal schneller. Es fuhr ein direkter Zug nach Münster (der 2002 eingestellt wurde), die Verbindung nach Brüssel war besser, und Luxemburg war nahezu ein Transitland für Nachtzüge. Doch dann beschloss die Europäische Union eine Richtlinie zur Liberalisierung des Bahnverkehrs. Es folgte ein schrittweiser Umstrukturierungsprozess, der vor allem strukturschwache und ländliche Gegenden traf. So hat die Deutsche Bahn in den Nullerjahren zwischen Trier und Koblenz sowie Trier und Saarbrücken sämtliche Interregio-Verbindungen abgeschafft – eine Gegend, die die Deutsche Bahn als „ausgesprochen schwachströmig“ bezeichnete. Nur noch die langsameren Regionalzüge bedienen die Strecke, Luxemburg ist durch diese Vernachlässigung nicht direkt an das ICE-Netz angebunden; zuletzt fuhr im Dezember 2011 ein Schnellzug von Trier nach Berlin. Die nächstgelegenen ICE-Anschlüsse sind Koblenz, Saarbrücken und Lüttich – also ziemlich weit entfernt für bequemes Fernreisen Richtung Mitteleuropa.

Wie die Dreierkoalition zuvor hält auch das Koalitionsabkommen von CSV und DP fest, dass die Regierung den Ausbau internationaler Verbindungen voranbringen soll. Das Problem der fehlenden Anbindung an das ICE-Netz wird zunehmend ernst genommen. Eine Machbarkeitsstudie des luxemburgischen Mobilitätsministeriums gemeinsam mit ihren saarländischen Kollegen für eine direkte Bahnverbindung von Luxemburg über Saarbrücken nach Mannheim soll demnächst fertiggestellt werden. Mannheim ist nämlich einer der wichtigsten ICE-Knotenpunkte. Ebenfalls diskutiert wird eine schnellere Verbindung nach Köln, „die über die Eifelstrecke verlaufen und eine Alternative zur Moselstrecke über Koblenz bieten würde“, so Mobilitätsministerin Yuriko Backes (DP) gegenüber *Paperjam* im Dezember – eine Woche nachdem sie auf Bundesebene Gespräche mit ihrem deutschen Amtskollegen Patrick Schnieder (CDU) geführt hatte. Ob und wann per Zug deutsche Großstädte schneller erreichbar sein sollen, bleibt somit jedoch noch offen.

Im Juni 2016 fuhr der letzte Nachtzug nach Nizza vom Bahnhof in Luxemburg ab

Ähnlich wie die Deutsche Bahn die Eifel als passagierausgedünnte Gegend wahrnimmt, blickt die SNCB auf die Provinz Luxemburg. Der Interregio, der von Luxemburg nach Lüttich fährt, wird in der Gegend um Vielsalm kaum genutzt. Hätte der Luxemburger Staat von den 880 Millionen Franken, die die Elektrifizierung der Bahnstrecke kostete, nicht 550 Millionen beigesteuert, wäre der Abschnitt, der durch die Ardennen führt, möglicherweise stillgelegt worden. Chronisch vernachlässigt wird zudem die Strecke Nummer 160, die von Luxemburg-Stadt durch das dünn besiedelte Ardennengebiet nach Brüssel führt (siehe Kasten). Nur in Richtung Thionville, Metz und Strasbourg kommt Bahnbetreibern zufolge eine nennenswerte Fahrgastzahl zusammen. Der Weg Richtung Süden erreicht auch andere Geschwindigkeiten: 2007 fuhr der erste TGV im Luxemburger Bahnhof ein; mittlerweile kann man bis zu fünfmal täglich nach Paris fahren – in etwas mehr als zwei Stunden. Um nicht vom TGV-Netz abgehängt zu werden, beteiligte sich der Luxemburger Staat jedoch mit

770 Millionen französischen Franc am TGV Est sowie an der Rhealys, die Machbarkeitsstudien für Hochgeschwindigkeitsstrecken durchführte.

Hochgeschwindigkeitszüge machen Schlagzeilen, sie sind auf Expansionskurs. Das französisch-britische Unternehmen Eurostar verzeichnete im vergangenen Jahr fast 20 Millionen Passagiere – die höchste bislang erreichte Zahl. Nun will Eurostar bis 2030 50 weitere Züge kaufen und neue internationale Verbindungen anbieten. Ob Luxemburg als Zwischenstopp für das Unternehmen attraktiv ist, bleibt unklar. CFL-CEO Marc Wengler will sich dafür starkmachen, wie er dem *Land* mitteilte. „Aber es handelt sich hierbei um einen rein kommerziellen Anbieter, wir haben bei dieser Entscheidung keinen allzu großen Einfluss“, erklärte er. Eine Aussage von Mobilitätsministerin Yuriko Backes vergangenes Jahr im *Paperjam* stimmt nicht optimistisch: Sie deutete an, aktuell gebe es keine Marktnachfrage für eine Hochgeschwindigkeitsstrecke durch Luxemburg, „da das Potenzial nicht ausreicht, um das Interesse der Eisenbahnunternehmen zu wecken, die diese Dienste auf kommerzieller Basis anbieten“. In einem späteren Interview sprach sie sich jedoch ebenfalls für eine Anbindung an das Eurostar-Netzwerk aus.

Bei den Bemühungen, den französisch-britischen Hochgeschwindigkeitszug nach Luxemburg zu holen, dürfte es zudem nicht hilfreich sein, dass die Europäische Kommission Luxemburg-Stadt im „European High-Speed Rail Plan“ für 2040 nicht prominent berücksichtigt hat. Der Plan sieht vor, Fahrzeiten um 50 Prozent zu verkürzen und neue Strecken zu bauen, etwa zwischen Paris und Lissabon. CFL-Chef Wengler relativiert jedoch die Bedeutung der Karte: „Luxemburg ist nicht abgehängt – über die TGV-Anbindung sind wir an das Hochgeschwindigkeitsnetz angeschlossen.“ Bleibt für den Londoner Eurostar allerdings das Problem mit unserem Nachbarstaat im Westen (siehe Kasten).

[...]





[Fortsetzung von Seite 7]

Die Liberalisierung des Eisenbahnbetriebs setzte mit der Zeit insbesondere den Nachtzügen zu. Im Juni 2016 fuhr der letzte Nachtzug nach Nizza vom Bahnhof in Luxemburg ab. Verkehrsstaatssekretär Alain Viales rechnete vor, dass seit 2011 bis dahin ein Viertel aller Nachtzugkunden weggefallen sei; nur zwei Nachtzuglinien hat Frankreich beibehalten. Spanien stellte seine Schlafwagen 2015 ganz ein, die Deutsche Bahn folgte ein Jahr später. Nur die österreichische Staatsbahn ÖBB investiert massiv in diese Mobilitätsvariante: 500 Millionen Euro flossen in den Kauf von Nightjet-Zügen, wie *Euronews* berichtete. Laut Kurt Bauer, Leiter des ÖBB-Fernverkehrs, verzeichne man hohe Passagierzahlen, weshalb bis 2028 weitere Nightjet-Züge in Betrieb gehen sollen. Auch Trenitalia und der tschechische Hersteller Škoda Transportation wollen in den kommenden Jahren 370 neue Nachtzugwagen bauen. Das belgisch-niederländische Start-up European Sleeper lancierte 2023 eine Verbindung zwischen Brüssel und Berlin. Ab diesem Juni soll eine Strecke von Amsterdam nach Mailand hinzukommen – allerdings ohne Zwischenstopp in Luxemburg: Der Nachtzug umfährt das Großherzogtum über Köln.

Die Zukunft dieses Geschäftsmodells ist ungewiss. „Der ökonomische Druck auf Nachtzugesanbieter ist hoch“, erklärt Marc Wengler. Das Modell rechne sich vor allem dann, wenn man einige große, weit voneinander entfernte Metropolen miteinander verbinde – „a mir sinn nun mol keng grouss Metropol“. Und selbst wenn die Kundenzahl nicht nachlasse, müsse diese Reisevariante subventioniert werden, um überhaupt rentabel zu bleiben. Subventionen sollen nach EU-Recht zwar unterbleiben; aber die ÖBB hat offenbar eine Form der Querfinanzierung etablieren können. European Sleeper wiederum ist als Genossenschaft mit 4 000 Teilhabern organisiert; die Schlafwagen, die das Unternehmen für seine Verbindungen nutzt, besitzt es nicht, sondern mietet sie. „Außerdem ist das Angebot der Low-Cost-Airlines mittlerweile groß; sie können die Preise drücken, indem sie eine Strecke im gleichen Zeitraum mehrmals bedienen und so eine höhere Kundenzahl erreichen. Das macht sie rentabler. Zugleich müssen sie keine Trassenpreise bezahlen.“

In Deutschland liegen die Trassenpreise zwischen 3,21 und 9,79 Euro pro Trassenkilometer (je nach Zugladung), in Frankreich durchschnittlich bei 4,80 Euro pro Kilometer. Darüber hinaus sind Flugzeuge von der Kerosinsteuer befreit, und auf internationale Flüge wird keine Mehrwertsteuer erhoben. Diese Wettbewerbsverzerrung durch steuerliche Begünstigungen macht es der Bahn nahezu unmöglich, auf vielen Strecken preislich mitzuhalten. Greenpeace rechnete aus, dass ein Flug von Luxemburg nach Mailand fast zwölfmal günstiger ist als eine vergleichbare Zugfahrt; 18,49 Euro kostet der Sitzplatz bei EasyJet. Dabei kann die CO₂-Bilanz von Flugzeugen bis zu 80mal höher ausfallen. Sollten künftig jedoch soziopolitische Aspekte und Umweltmaßnahmen in der Verkehrspolitik wieder stärker berücksichtigt werden, könnte man der ÖBB und dem Start-up European Sleeper etwas zuschreiben, was heute noch undenkbar erscheint: wirtschaftlichen Realismus.

Am Luxemburger Bahnhof also stellt man fest: In drei Himmelsrichtungen kommt man fernverkehrstechnisch nicht weit – nur nach Süden geht es bis Montpellier. Allerdings hat die CFL einen nur sehr begrenzten Einfluss auf Fernreiseziele. Letztlich ist sie eine Regionalbahn – und macht derzeit einen guten Job: 2024 war mit 31 Millionen Passagieren ein Rekordjahr; am stärksten frequentiert wird die Strecke Richtung Rodange über Esch-sur-Alzette. Die Fahrgastzahl hat sich in den vergangenen 20 Jahren

verdoppelt. Wohl auch, weil das hiesige Bahnunternehmen kontinuierlich investiert hat, wie unlängst in die 34 Coradia-Züge, die die Sitzplatzanzahl um 46 Prozent erhöhte. Auf Nachfrage erläutert CFL-Pressesprecher Tom Ewert, dass die Passagierzahlen nicht nur im Berufspendlerverkehr steigen, sondern auch „für Freizeitaktivitäten an Wochenenden, insbesondere auf der Nordstrecke Ettelbruck – Troisvierges – Gouvy“. Zwischen 2019 und 2024 habe sich die Fahrgastzahl dort verdoppelt. ●

Langsam nach Brüssel

Ende September 2025 lächelte Mobilitätsministerin Yuriko Backes (DP) neben ihrem belgischen Amtskollegen Jean-Luc Crucke (Les Engagés) nach einem Treffen, das Modernisierungen auf den länderübergreifenden Bahnstrecken festhielt. Gelächelt wurde für ein Foto – abermals. Denn diskutiert wird schon lange: Seit 1991 wird an der Trasse Luxemburg–Brüssel geplant, gerechnet und gerätselt, ohne dass Entscheidendes geschehen wäre. Dabei ist der Handlungsbedarf offensichtlich. Die Doppeldecker benötigen für die 188 Kilometer im günstigsten Fall zwei Stunden und 52 Minuten – das entspricht einer Durchschnittsgeschwindigkeit von knapp 65 Stundenkilometern. Bereits in den 1990er-Jahren erwog man, die Strecke auf 160 Stundenkilometer zu ertüchtigen, etwa durch den Einsatz von Neigezügen, die kostspielige Kurvenbegradigungen überflüssig gemacht hätten. Luxemburgs Regierungen drängen seit Jahren auf eine bessere Anbindung in Richtung Brüssel. Auf belgischer Seite indes hielt sich die Begeisterung für Sanierungspläne stets in Grenzen. Nun liegt seit September eine neue Absichtserklärung auf dem Tisch. Ob Infrabel davon beeindruckt sein wird, ist ungewiss. Der Druck der Europäischen Kommission jedenfalls ist gewachsen; im Rahmen des Projekts Eurocap-Rail fordert sie eine leistungsfähigere Schienenverbindung zwischen den europäischen Hauptstädten Brüssel, Luxemburg und Straßburg.

In der Absichtserklärung verpflichten sich Crucke und Backes – wie schon ihre Vorgänger François Bausch (déi Gréng) und Georges Gilkinet (Ecolo) –, die Fahrzeit um zwanzig Minuten zu verkürzen und das Güterverkehrsvolumen deutlich zu steigern, bis 2040 könnte es sich verdoppeln. Angedacht ist außerdem ein Halbstundentakt nach Brüssel, wobei die Züge nicht an allen bisherigen Haltestellen stoppen, sondern kleinere Provinzbahnhöfe wie Marbehan und Ciney überspringen sollen. Allerdings soll ein solches Angebot erst nach Abschluss der Infrastrukturarbeiten eingeführt werden – frühestens also im Dezember 2033. Warum es dafür fast eines halben Jahrhunderts bedarf, bleibt vorerst die eigentliche Frage.

Infrabel-CEO Benoît Gilson bezeichnete die Strecke Brüssel–Luxemburg vor drei Jahren als eine „der

komplexesten im belgischen Eisenbahnnetz“. Sie erfordere umfangreiche Bauarbeiten: Gleise und Signalanlagen müssten erneuert, Kurven begradigt, Felswände gesichert, Bahnübergänge beseitigt und einzelne Abschnitte neu elektrifiziert werden – nur so ließen sich Geschwindigkeiten von 160 Stundenkilometern erreichen. Andernorts scheute der belgische Staat Investitionen durchaus nicht. Fast drei Milliarden Euro flossen in die Ausrüstung mit ETCS – dem European Train Control System, das den grenzüberschreitenden Schienenverkehr europaweit harmonisiert. Belgien und Luxemburg sind bislang die einzigen Länder, die den neuen Standard flächendeckend im gesamten Schienennetz eingeführt haben; beide Länder gehören im EU-Vergleich zudem zu den konsequentesten beim Ausbau der Elektrifizierung. Die Hafenanbindungen zwischen Brüssel und flämischen Städten wurden modernisiert, und in Lüttich entstand in den Nullerjahren für 445 Millionen Euro ein neuer Bahnhof – gebaut, um ICE und Eurostar einen reibungslosen Zwischenstopp zu ermöglichen. Auch in Mons musste der Stararchitekt Santiago Calatrava ran, um dort einen Bahnhof für 500 Millionen Euro zu bauen.

Politische Hindernisse dürften somit unmittelbare Kostenfragen mitunter übertrumpfen. Zwischen Namur und Arlon ist das Fahrgastpotenzial gering – erst ab Arlon, Richtung luxemburgischer Grenze, ändert sich das Bild. Aber für Wähler/innen außerhalb des *Arelerland* ist die Streckensanierung kein zugkräftiges Wahlversprechen: Warum sollte man sich für Investitionen starkmachen, von denen zwar die belgischen Grenzpendler profitieren – aber ebenso das Großherzogtum, das deren Einkommenssteuern kassiert? Hinzu kommt vielleicht die Befürchtung, der Nachbarstaat könnte seinen Arm bis tief in die Provinz Namur strecken und dort Arbeitskräfte abwerben. Nicht auszuschließen ist auch, dass Brüssel durch eine schnelle Verbindung seinen geografischen Vorteil, also seine Nähe zu den EU-Institutionen, gegenüber Luxemburg zu verspielen fürchtet. Firmensitze könnten abwandern. Die Ardennen sollen in diesem Kalkül weiterhin als natürlicher Puffer dienen. Kurzum: Für belgische Politiker/innen gibt es scheinbar kaum Anreize, die Modernisierung ernsthaft voranzutreiben. SM

Parcours de vie

IIII Bernard Thomas

Quoique remarquable, le travail historique est largement passé inaperçu auprès du grand public. Le Mémorial Digital de la Shoah raconte la vie d'une partie des quelque 4 000 résidents luxembourgeois persécutés par l'occupant nazi, parce que considérés comme « juifs » selon les lois de Nuremberg. La moitié d'entre eux fuit le Grand-Duché au lendemain de l'invasion, le piège se referme sur ceux qui restent, parmi lesquels plus de 1 200 personnes meurent dans les ghettos et les camps d'extermination. Jusqu'ici, 187 biographies familiales sont parues (en trois langues) sur le site *memorialshoah.lu*. La Fondation Lydie Schmit (proche du LSAP) en publie maintenant 64 sous forme de livre (*Parcours de vie – Les Juifs de Luxembourg et la Shoah*), dans l'espoir de donner plus de visibilité à ce grand projet de microhistoire. « Le livre garde une autre fonction », écrivent Ben Fayot et Jérôme Courtoy dans leur préface, « il est un témoin solide et visible dans la longue durée ».

Co-dirigé par Denis Scuto et Laurent Moyse, le projet du mémorial numérique est porté par une trentaine d'historiens aux profils très variés, des vétérans aux jeunes chercheurs du C2DH et du Musée de la Résistance. Le défi, écrit Denis Scuto en introduction, serait de dépasser « le regard méfiant de l'administration » qui s'exprime « de façon pathologique » à travers les archives de la Police des étrangers. L'innovation du projet, c'est son approche participative. Les historiens ont tenté d'établir des contacts avec les descendants aux quatre coins du monde. Cela leur a permis de trouver des documents et images jusque-là inédits. Il est impossible de résumer la mosaïque hétéroclite des

parcours présentés sur les 334 pages. On aurait d'ailleurs aimé lire une analyse transversale plus poussée ; celle à la fin du livre tient en sept pages qui ne font qu'esquisser les futures pistes de recherche, sans les approfondir. Certaines biographies gagneraient à être étoffées, notamment celle du survivant Paul Cerf qui deviendra, dans les années 1980, le pionnier de la recherche sur la Shoah au Luxembourg : « Les attaques violentes dont il fait parfois l'objet l'amènent ensuite à ralentir ses publications sur le sujet », lit-on dans la courte notice.

Un des points saillants du livre sont les liens avec la résistance, que certains persécutés juifs rejoignent une fois la frontière passée : Le bonnetier Walter Hamber fonde le réseau de renseignement « Famille Martin » en France ; le lycéen Léon Grossvogel, expulsé à l'âge de seize ans de l'Athénée, prend le maquis en Belgique ; Max Brahms rejoint l'OSS en Angleterre. Kurt Henius, ancien médecin personnel du *Kronprinz*, soigne clandestinement des réfractaires et des résistants (notamment l'abbé Bernard) dans le Luxembourg occupé. Après la guerre, il faudra une pétition pour empêcher son expulsion. Car, à côté des vies partagées et des actes de solidarité, la persistance de l'antisémitisme au sein de l'appareil d'État est l'autre point saillant de *Parcours de vie*. Les survivants de la Shoah ne rencontrent guère d'empathie de la part des administrations luxembourgeoises, qui continuent à les traiter comme « indésirables ». L'ancien entraîneur de la Jeunesse Esch, Max Gold, et sa famille reçoivent leur ordre d'expulsion en septembre 1946. Au même moment, Brandla Reiss et ses deux enfants, dont

le père vient d'être assassiné à Sobibor, se voient refuser un titre de séjour. Le commissaire de police d'Esch note dans son rapport : « Ils veulent s'installer ici comme des mauvaises herbes et, au premier revers, ils partiront. Ceux qui souffrent le plus sont et seront toujours les propriétaires luxembourgeois. »

Denis Scuto pointe en particulier la responsabilité « des agents antisémites » : « Les nazis avaient eu besoin des agents de la Sûreté pendant la guerre et les avaient intégrés dans leur Kripo. Le ministre de la Justice Bodson avait besoin d'eux après la guerre et les laissa plus ou moins faire. » Il retrace l'histoire de Bronia Gelber et de sa fille Lily, rescapées de l'enfer d'Auschwitz, dont elles portaient encore les uniformes à leur retour au Luxembourg. En 1996, à New York, Lily Gelber se souvient de l'accueil que lui a réservé le pays qui l'avait vue grandir : « And the person that took our [information] wrote down 'Jew' and 'Polish'. [...] And they refused us any help whatsoever. They didn't offer us lodging for the night. They didn't offer us any food. And my mother cried. [...] That person was a big anti-semite. » Denis Scuto commente : « Elle avait devant elle le brigadier antisémite de la Sûreté publique, Jean-Pierre Alfred Schott, qui commençait tous ses rapports, généralement défavorables, sur les demandes de permis de séjour des rapatriés juifs polonais par cette phrase : 'Les intéressés sont des Polonais. Ils sont juifs.' » Le même brigadier de la Sûreté avait fait emprisonner l'oncle et le cousin de Lily Gelber sur base d'accusations fabriquées, rappelle Scuto. Un « scandale judiciaire d'après-guerre » que les recherches historiques ont enfin rendu public. ●

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Arbeit

Am 21. Januar verabschiedeten Regierungsmehrheit und LSAP eine Motion im Parlament. Darin forderten sie ein Verbot für „l'accès aux réseaux sociaux aux moins de 16 ans“.

Ein solches Verbot besteht seit 57 Jahren. Artikel 342-1 des Arbeitsgesetzbuchs verbietet bis 15 Jahre „tout travail rémunéré accompli par des enfants ainsi que tout travail non rémunéré mais accompli d'une façon répétée ou régulière“.

L'Essentiel, *RTL*, *Paperjam* leben von Werbeeinnahmen. Sie müssen Leserinnen, Zuhörer zur Werbung locken. Indem sie den Raum zwischen den Anzeigen, die Sendezeit zwischen den Werbespots mit passenden Inhalten auffüllen. Für diese Arbeit zahlen sie Journalistinnen, Ansagern Lohn oder Honorar.

Auch soziale Medien leben von Werbeeinnahmen. Sie verkaufen Werbekunden nicht nur Werbefläche, Werbezeit. Sie verkaufen ihnen auch Zielgruppen: mit allen auf den Plattformen gesammelten Angaben zur Person der Benutzer, zu Konsumverhalten, Gewohnheiten, Interessen, Bekanntenkreis. Damit große Marken personalisierte Werbung auf die Bildschirme schicken können.

Wie Gratiszeitungen, Privatsender müssen auch soziale Medien Konsumenten zur Werbung locken. Indem sie den Raum zwischen der Werbung mit passenden Inhalten auffüllen. Dazu sind sie auf die Beiträge der Benutzer angewiesen. Aber sie zahlen weder Lohn noch Honorar dafür.

Die *User* kaufen nichts. Sie sind keine Kunden. Ökonomisch sind sie unbezahlte Arbeiter. Produzieren Texte, Bilder, Videos, mit denen Facebook, Instagram, Tik Tok den Wert der Werbung realisieren können. Viele unter Verstoß gegen Artikel 342-1 über Kinderarbeit. Sie bezahlen ihre Arbeitsinstrumente, Computer, Handy, selbst.

Die entfremdete Bildschirmarbeit macht ihnen Spaß. Sie werden um 100 Prozent Mehrwert gebracht. Davon können andere Unternehmer nur träumen. 2024 machte Facebook mit dem Verkauf von Benutzerprofilen, der Unterbringung von Anzeigen einen Nettogewinn von 91 Milliarden Dollar (*businessofapps.com*). Das entspricht dem Luxemburger Bruttoinlandsprodukt.

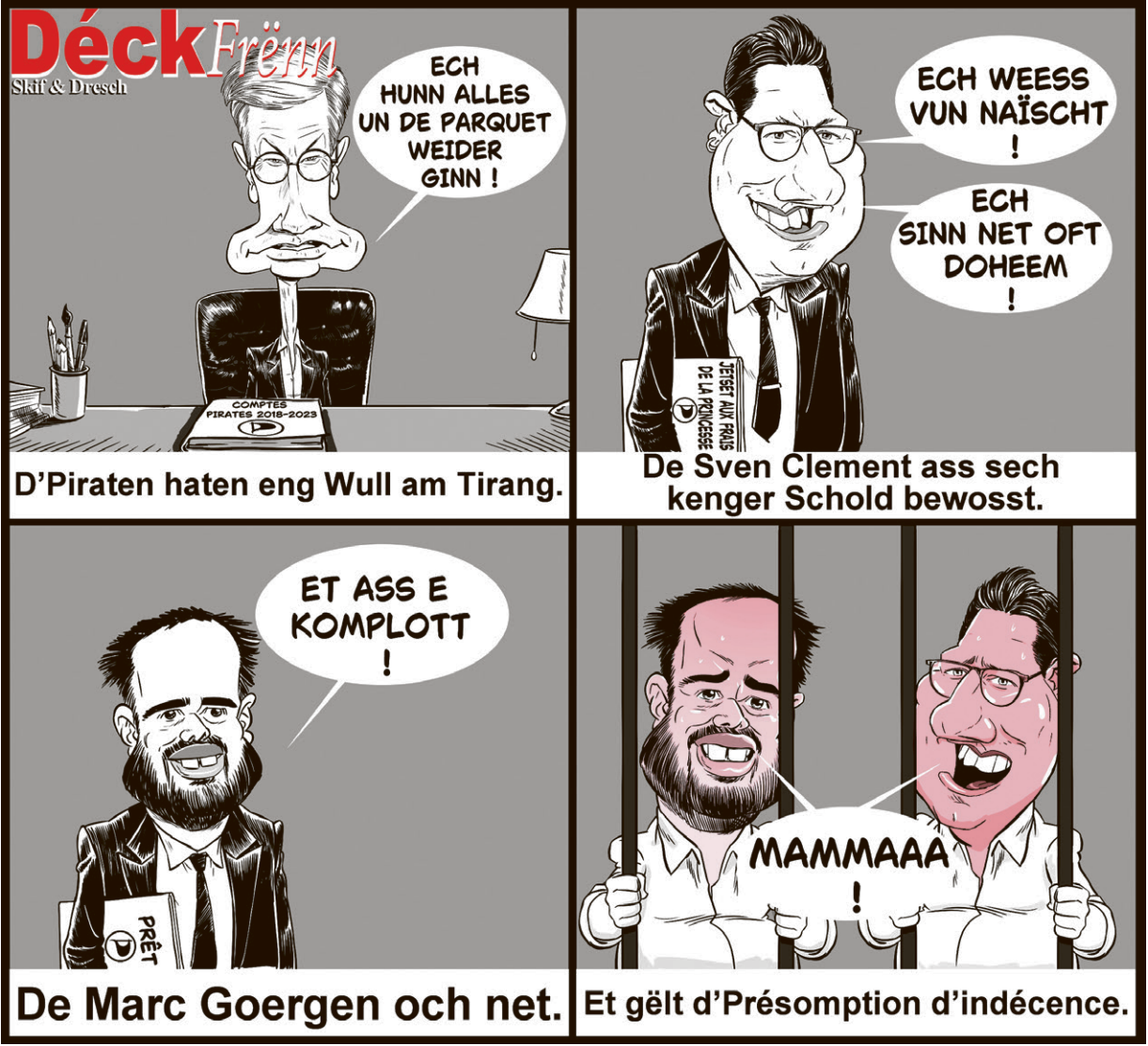
Soziale Medien sind Rechenfabriken mit Computerservern, Software, Büros. Die Eigentümer dieser Produktionsmittel entscheiden über deren Zugang, die Funktionsweise, den Datenschutz, die Meinungsfreiheit. Die größten Firmen sind Quasimonopole mit zwei bis drei Milliarden Benutzern. Mit Ausnahme von Tik Tok sind sie im Besitz von US-Milliardären: Mark Zuckerberg (Facebook, Whatsapp, Instagram), Larry Page (Youtube), Bill Gates (LinkedIn), Elon Musk (X). Donald Trump ist ihr Präsident. Bei seiner Vereidigung saßen sie auf den Ehrenplätzen.

Der rechtsradikale Elon Musk kaufte die unrentable Plattform Twitter. Weil soziale Medien auch eine ideologische Funktion erfüllen. Als „mediale, semantische und soziale Mechanik zur Aufnahme, Wiedergabe und Verstärkung von individueller und kollektiver Blödsinn. [...] Und aus einer psychischen entsteht in dieser Maschine die politische Blödsinn“ (Georg Seeblen, *Blödsinnmaschinen II*, Berlin 2025, S. 329).

Im Parlament klagten die Abgeordneten, dass die Jugend sich unwohl in ihrer Haut fühle. Weil soziale Medien, Handy, „Doomscrolling“ psychische Defekte verursachen. Die Politiker wollen den Jugendlichen kein Recht auf begründete Angst zugestehen vor Krieg, Klimakatastrophe, Arbeitslosigkeit, Armut.

Soziale Medien bilden bloß die reale Brutalität, den Sexismus, Rassismus der Konkurrenzgesellschaft ab. Hysterisiert mittels unbezahlter Arbeit von Erwachsenen und Kindern zur Steigerung der Aufmerksamkeit, ergo des Werbevolumens.

Premier Luc Frieden versprach dem Parlament, „digital Souveränität [...] fir d'Daten, fir d'kënschtlech Intelligenz a fir d'Quantentechnologie“ (13.5.25). Während Schülerinnen vorgeworfen bekommen, dass sie „ze vill um Écran sinn“. Gleichzeitig drückt Erziehungsminister Claude Meisch ihnen Ipads in die Hand. Zur Einübung arbeitsmarktkonformer Produktivität. Die weniger Produktiven können sich beim Arbeitsamt einschreiben. Über *myguichet.lu* mit einem Online-Formular. ● ROMAIN HILGERT



Wirtschaft

Sven Becker

Gilles Roth, jeudi
dernier au
centenaire de la
Raiffeisen, à la
Rockhal

Prolétaires du private equity, unissez-vous !

IIII Bernard Thomas

Gilles Roth renforce le privilège fiscal des managers de fonds alternatifs. Le débat parlementaire a relevé la tension entre principe d'égalité et opportunisme économique

Le sujet ne serait peut-être « pas très sexy », et n'intéressait guère « le grand public et la presse », admettait Laurent Mosar (CSV) le 22 janvier à la tribune parlementaire. « Mais je vous dis que ce projet est peut-être un des plus importants que nous allons voter pendant cette période de mandat. » La Chambre discutait ce jour-là des *carried interest*, un privilège fiscal réservé aux managers de fonds alternatifs. Aux yeux du ministre des Finances, Gilles Roth (CSV), il s'agirait d'un outil « indispensable » pour attirer les « talents » : « Mir brauchen déi grouss Fongen-Manager ! Et ils ne viendront pas à cause de la Moselle – en tout honneur –, ni à cause du vin, de la bière ou de l'Éislek... »

Fred Keup préfère ne pas entrer dans « les détails » du dossier, mais s'en tenir aux « généralités ». Il récite le crédo : « Si la place financière va bien, le pays va bien, et donc les gens vont bien. » Le chef de l'ADR qualifie « ons Finanzplaz » comme « une raison d'État, ici au Luxembourg », que son parti défendrait « ganz, ganz konsequent ». D'ailleurs, ajoute Keup, ce projet de loi amènerait « la croissance que nous prioritisons, une croissance qualitative », c'est-à-dire « weineg Leit, déi vill bréngen ». À gauche, les critiques pleuvent : « Ceux que vous voulez attirer, ce sont exclusivement les personnes riches et blanches ! », lance David Wagner (Déi Lénk). « Vous vous présentez comme le parti des petites gens, mais vous défendez le grand capital ! », ajoute Sam Tanson (Déi Gréng). Le député ADR Tom Weidig rétorque : « Dir hutt keng Anung vun Investment ! » Puis d'expliquer : « J'ai écrit un livre sur le *venture capital* et le *private equity*... J'y parle beaucoup de *carried interest*... »

Le débat du 22 janvier révèle les tensions entre principe d'égalité et opportunisme économique. Quel est le prix du pragmatisme ? Quel degré d'inégalité fiscale nécessite une place financière ? Alors que le *private banking* drague les HNWI, une imposition des héritages en ligne directe est-elle pensable ? Faut-il se résigner à ce qu'un revenu moyen issu d'un salaire soit imposé à 31,4 pour cent, mais seulement à 4,3 pour cent lorsqu'il provient de dividendes ? La dépendance à la place financière tranche ces questions avant même qu'elles ne soient débattues. Le Kirchberg vaut bien une messe.

Actuellement, expliquait Laurent Mosar le 22 janvier au Parlement, l'industrie des fonds autochtone exécuterait « de manière correcte, légale et propre » les décisions prises ailleurs (à New York, Londres ou Paris). Le Luxembourg veut s'émanciper de ce rôle de concierge de la finance mondiale et entrer dans la cour des grands. Ou, pour parler dans le jargon de la place, monter dans la « chaîne de valeur », du « back office » (domiciliation et administration), en passant par le « middle office » (gestion des risques), au « front office » (gestion des actifs). Comme par réflexe, le gouvernement mise sur des incitatifs fiscaux pour accélérer cet *upgrading*.

Lorsqu'un fonds alternatif franchit un certain seuil de profitabilité, ses managers empochent généralement une prime d'intéressement. Cet « intéressement à la surperformance », le fisc luxembourgeois l'impose de manière homéopathique, à seulement 11,4 pour cent. Ce taux tombe à zéro lorsque les gestionnaires ont pris une participation dans leur propre fonds. Un tel mécanisme du *carried interest* serait un must pour une place financière, estiment Laurent Mosar et Gilles Roth. Ils se

réfèrent aux « commentaires positifs dans les revues spécialisées », et notamment dans le *Financial Times*. Fin novembre, on y apprenait qu'un « top dealmaker » dans le *private equity* quittait la City de Londres pour le Luxembourg, tout comme le « head of the family office for the Schlumberger oil dynasty ».

Alors que le gouvernement britannique s'apprête à réduire ses niches défiscalisées (à commencer par le célèbre régime « non-dom »), le Grand-Duché élargit les siennes. Le *FT* fait saliver ses lecteurs : Si la loi luxembourgeoise passait, « dealmakers could pay no tax on their carried interest ». Le régime est de plus en plus contesté, notamment aux États-Unis. En 2022, le *New York Times* titrait sur « The Tax Loophole That Won't Die », rappelant qu'aussi bien Donald Trump que Joe Biden avaient tenté de l'abolir, mais s'étaient heurtés à la résistance du puissant lobby du *private equity*. (Trump a relancé une offensive en 2025 ; jusqu'ici elle n'a pas mené plus loin que les précédentes.)

Le 10 juillet 2013, les *carried interest* (enfouis dans un projet de loi de 188 pages) avaient passé le Parlement luxembourgeois comme une lettre à la poste. Le Conseil d'État n'avait pas mentionné le nouveau privilège fiscal, tandis que la Chambre des salariés n'avait même pas émis d'avis. Encore dans l'opposition, le DP regrettait que le régime ne soit pas « encore plus avantageux ». Seul François Bausch (Déi Gréng) avouait avoir « un peu mal au ventre », mais pas assez pour le pousser à voter « non ». Le projet de loi était adopté à la va-vite et à la quasi-unanimité. (Sauf l'abstention de Jean Colombero.) Il faut dire que ce matin-là, les députés avaient la tête ailleurs. Dans l'après-midi, ils allaient discuter de l'affaire SREL et des conséquences politiques à en tirer. Celles-ci seront réelles, le Premier ministre annonçant des élections anticipées.

Quelques heures avant cet ouragan politique, dans ce qui sera un de ses derniers discours comme ministre des Finances, Luc Frieden (CSV), résumait en termes étonnamment crus sa pensée sur les *carried interest* : « Je pense que nous ne pouvons pas appliquer le principe d'égalité partout. Un pays comme le Luxembourg doit créer les conditions pour être attractif. » La Chambre de commerce suivait le même raisonnement dans son avis, parlant d'un « sacrifice fiscal acceptable ». « Esou Manager vun esou Fongen », mettait en garde Frieden, feraient la comparaison fiscale avec Londres, Dublin et Zurich. Alors que le crépuscule tombait sur le secret bancaire, le ministre concoctait hâtivement de nouveaux produits opaques, dont le Freeport et la fondation patrimoniale, le tout saupoudré du régime des stock-options.

La fondation patrimoniale n'a jamais vu le jour, le Freeport est sur le point d'être nationalisé, le système de défiscalisation massif stock-options a été démantelé. Les *carried interest* n'ont, quant à eux, pas eu le succès escompté. Gilles Roth et Laurent Mosar regrettent toujours la faible présence d'*asset managers* au Grand-Duché. La première tentative de « Luc l'ancien » ayant fait pshitt, on remet la sauce sous le « nouveau Luc ». Sauf qu'entretemps, le sujet est devenu politique... Le temps des évidences a pris fin.

La Chambre des salariés (CSL) a pondu cette fois-ci un avis fouillé et critique. Elle cite l'évangile selon saint Matthieu : « À celui qui a, on donnera et il sera dans l'abondance ». Les représentants syndicaux qualifient les avantages d'« exorbitants » et fustigent « un deux poids deux mesures [...] entre salariés privilégiés, voire détenteurs de capital, et salariés lambda ». Via son ailier gauche, le LSAP a repris cet argumentaire. En introduction de son intervention à la Chambre, Franz Fayot cite la phrase inscrite sur la façade de l'IRS à Washington : « Taxes are what we pay for a civilized society ». Beaucoup d'expats débarqueraient au Luxembourg « mat engem mulmege Gefill am Mo », raconte le député socialiste et avocat d'affaires reconverti. Mais ils découvriraient vite un pays avec un « excellent » système de santé, de bonnes écoles, un transport public gratuit, de la sécurité, une belle nature. Cela expliquerait que même des personnes « mat décke Paien » verraient dans

le Luxembourg « un paradis sur terre... malgré la météo ». Or, continue Fayot, comme d'autres « cadeaux fiscaux toujours conçus pour la même clientèle », le *carried interest* créerait « une société à plusieurs vitesses », en accentuant les inégalités. Sam Tanson s'est, elle aussi, inquiétée de la multiplication de ces niches fiscales et de leur impact sur la « cohésion sociale » : « De plus en plus de gens ont l'impression d'avoir raté le train ».

Laurent Mosar a tenté de désamorcer cette critique d'élitisme : Les *carried interest* ne seraient pas réservés « fir déi Déck » : « En fait, c'est un projet très démocratique ! » Le député libéral André Bauler souligne, quant à lui, que le mécanisme ne serait pas destiné à « Jänni a Männi », mais seulement à ceux qui « innovent et créent une réelle plus-value ». Quant à Gilles Roth, il s'écrie : « On parle de *schaffend Leit*... Les gens qui réalisent ces superperformances, ils bossent ! » Le texte initial définissait comme bénéficiaires potentiels toutes les personnes « au service » des fonds d'investissements alternatifs. Sans remettre en cause le principe des *carried interest*, le Conseil d'État a tenté de sauver au moins les apparences, jugeant cette délimitation « trop large et imprécise ». Le texte a illico été précisé, listant à peu près tout le monde qui, de près ou de loin, est impliqué dans la gestion : Les employés, associés, gérants et administrateurs indépendants, sans oublier « les prestataires de services » et consultants externes.

Gilles Roth n'est pas vraiment à l'aise dans son rôle de serviteur de la place financière. Il se préfère dans la posture, électoralement plus porteuse, de champion de la classe moyenne et du « méi Netto vum Brutto ». Du temps où il siégeait dans l'opposition, il avait mené campagne contre les stock-options, cette autre niche fiscale, qui s'était, elle, transformée en gouffre financier (près de 180 millions d'euros de déchet fiscal), une fois que les cadres des Big Four et des banques se l'étaient appropriés. Il faudra plusieurs années à Pierre Gramegna pour colmater la brèche, contre la résistance de Norbert Becker et Alain Kinsch, éminences grises du DP.

Fin janvier, Gilles Roth est revenu sur les « abus » du régime des stock-options (« la moitié de l'industrie a fini par en profiter ») comme *cautionary tale*. Il a tenté de désamorcer la controverse en s'engageant à évaluer le régime du *carried interest* au bout de deux ans. (En 2013, Luc Frieden avait donné la même assurance à la Chambre, promettant une analyse « à la lumière vun der Experienz an der Zukunft ») En fin de compte, Gilles Roth a eu jeu facile face à l'opposition. Il lui a suffi de citer un passage de l'accord de coalition de 2018, dans lequel le gouvernement bleu-rouge-vert promettait une évaluation des *carried interest*, et d'éventuelles « améliorations ». Souriant, Roth a répété plusieurs fois : « Ce que vous aviez affiché comme objectif, le gouvernement CSV-DP l'a réalisé ! »

Le *carried interest* n'est que la pointe de l'iceberg. Il peut être cumulé avec d'autres mesures fiscales destinées aux « talents ». Le régime de l'impatrié exonère la moitié du salaire brut, avec un plafond fixé à 400 000 euros, et ceci pendant huit ans. Il ne s'applique qu'aux personnes recrutées à plus de 150 kilomètres, ce qui exclut les frontaliers cherchant à s'installer au Grand-Duché. La prime participative est, elle aussi, exemptée à cinquante pour cent (mais ne doit pas dépasser un tiers de la rémunération totale). S'y ajoutera un nouveau régime de stock-options, qui sera « très compétitif », comme l'a promis le ministre à *Paperjam*.

Le dispositif le plus exorbitant de la « talent attraction » était sans doute l'article 9 de l'impôt sur le revenu (LIR). Depuis 1955, il permettait au ministre des Finances de « déterminer forfaitairement l'impôt des personnes qui, venant de l'étranger, établissent leur domicile fiscal au Grand-Duché, et cela pour au maximum les dix premières années de cet établissement ». Le conseil de gouvernement devait donner son feu vert à de tels arrangements discrétionnaires, qui auraient été destinés aux managers de firmes et de banques internationales. Honteusement et sans cérémonies, il fut éliminé au lendemain de Luxleaks. En décembre 2014, le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), se bornait d'indiquer que « les dernières applications ponctuelles de cet article ont eu lieu à la fin des années quatre-vingt-dix ». Et d'ajouter : « Les services du ministère des Finances ne disposent pas d'inventaire exhaustif sur le nombre d'applications ni sur l'ordre de grandeur des réductions d'impôt en question ». Questionné à nouveau un mois plus tard, il notait sèchement : « Il n'y a pas d'éléments supplémentaires à ajouter ». De nouveau, la boîte noire restait introuvable. Ce qui semblait arranger tout le monde. ●

Vues sur les sommets

IIII Georges Canto

Macron et Merz prêts à utiliser la « clause de coopération renforcée », sans attendre l'unanimité des 27



Luc Frieden a rencontré Friedrich Merz, cette semaine à Berlin

C'est un curieux sommet européen qui s'est tenu le 12 février dans la Commanderie d'Alden Biesen, dans le Limbourg belge, à un quart d'heure de voiture de la ville néerlandaise de Maastricht.

Sans ordre du jour précis, même s'il s'agissait avant tout de parler de compétitivité, sans communiqué final et sans prise de parole, il a été qualifié de « retraite » ou de « brainstorming ». Les échanges, informels et à huis clos, entre les 27 chefs d'État et de gouvernement, auxquels s'étaient joints Enrico Letta et Mario Draghi, mais pas Ursula von der Leyen, avaient surtout pour but de préparer le « vrai sommet » de Bruxelles les 19 et 20 mars prochains, qui s'annonce délicat en raison notamment des divergences croissantes entre la France et l'Allemagne.

La présence des deux anciens Premiers ministres italiens ne devait rien au hasard. Les rapports qu'ils ont remis à la Commission européenne, sur le marché unique (avril 2024) pour Letta et sur la compétitivité (septembre 2024) pour Draghi, contenaient des préconisations précises qui tardent à être mises en œuvre ou l'ont été de manière trop timide. Or face à la nouvelle configuration géopolitique, et notamment l'attitude des États-Unis, elles sont plus que jamais à l'ordre du jour et méritent d'être relancées.

Bien que le contenu des discussions soit resté confidentiel, les principaux protagonistes avaient déjà fait connaître leurs positions soit par voie de presse (interview d'Emmanuel Macron à sept journaux européens, publiée le 11 février) ou, dans le cas du chancelier allemand Friedrich Merz, lors du troisième *European Industry Summit*, un autre sommet tenu également la veille de la rencontre informelle (et également en Belgique, à Anvers), auquel assistaient le président français et d'autres dirigeants européens, de même, cette fois, que la présidente de la Commission.

Soutenu par son homologue italienne Giorgia Meloni, le chancelier allemand s'est prononcé en faveur d'une dérégulation massive, là où la Commission utilise plutôt le terme de « simplification ».

« Nous devons déréguler tous les secteurs » a-t-il déclaré, estimant nécessaire de « revoir l'ensemble de la législation européenne sans se contenter de modifications mineures ». Il veut par exemple introduire le principe du « silence vaut accord » pour accélérer les autorisations administratives. Plusieurs cibles dans son viseur : le marché européen du carbone qui pénalise les industries gourmandes en énergie polluante, la directive CSRD (*Corporate Sustainability Reporting Directive*) sur la publication d'informations en matière de durabilité par les

Le chancelier allemand s'est prononcé en faveur d'une dérégulation massive, là où la Commission utilise plutôt le terme de « simplification »

entreprises, et même le pacte de stabilité européen limitant le déficit budgétaire annuel à trois pour cent du PIB.

Il s'est également déclaré en faveur du « 28^e régime », également appelé « EU Inc », un projet de statut juridique paneuropéen unique pour les entreprises innovantes (start-ups), leur permettant d'exercer dans l'ensemble de l'UE sans formalités supplémentaires ni surcoûts administratifs. Présenté en mars par la Commission, il devrait notamment permettre une création d'entreprise en 48 heures.

Sur le fond, Emmanuel Macron n'est pas défavorable à ces réformes. D'ailleurs, le 13 février, la France a cosigné avec l'Allemagne une lettre adressée à la Commission l'exhortant à « présenter un paquet de simplification des services financiers ». Mais il a exprimé des réserves sur leur ampleur : Comme la Commission, qui a lancé en 2024 un programme d'allègement réglementaire, il craint qu'une dérégulation totale n'instaure une concurrence déloyale au sein même de l'UE. Il est également prudent sur leur forme (marquant une préférence pour l'adoption de directives) et sur leur calendrier.

À Anvers, il a défendu une approche protectionniste en demandant que les entreprises européennes bénéficiant de fonds publics s'approvisionnent majoritairement en produits fabriqués dans l'UE. Mais à ce choix du *made in Europe*, le chancelier Merz privilégierait plutôt le *made with Europe*, c'est-à-dire une préférence ouverte aux pays partenaires de l'UE et réservée aux secteurs stratégiques. Ce thème est très controversé entre États membres et au sein même de la Commission, qui doit pourtant se prononcer sur sa conception de la préférence européenne avant la fin février.

Mais sans surprise, la source principale du désaccord franco-allemand, où chaque camp compte ses partisans parmi les autres pays, est l'endettement commun.

Pour le Français, face au risque que l'Europe décroche par rapport à la Chine aux États-Unis et soit « balayée de plusieurs secteurs économiques stratégiques » des investissements massifs doivent être consentis en commun dans l'IA, le quantique, la transition énergétique et naturellement la défense. Qui dit investissements communs dit financements communs, en particulier par la dette en émettant des obligations européennes ou « eurobonds ».

Cette solution a une nouvelle fois été fraîchement accueillie par les pays dits « frugaux » (ayant une dette et/ou un déficit maîtrisés) parmi lesquels l'Allemagne, les Pays-Bas et le Luxembourg, alors que, préconisée dans le rapport Draghi, elle a les faveurs de la BCE et même de la Bundesbank, et qu'elle a déjà été plusieurs fois appliquée depuis 2020, pour financer la relance économique post-Covid (750 milliards), l'effort de réarmement (150 milliards) ou plus récemment encore l'aide à l'Ukraine (90 milliards). Mais cette fois, les besoins seraient bien supérieurs, le président français les ayant chiffrés à quelque 1 200 milliards d'euros par an en additionnant les 800 milliards d'euros annuels évoqués dans le rapport Draghi pour les investissements « verts et numériques » et les 400 milliards de dépenses pour la défense et la sécurité.

Pour Emmanuel Macron, l'effort n'a rien d'insurmontable sachant que l'Europe détient 30 000 milliards d'euros d'épargne privée (la plus importante au monde), dont 300 milliards sont fléchés annuellement vers les entreprises américaines.

Les marchés pourraient être friands de ces eurobonds, car un emprunt en commun par les 27 pays de l'UE est une meilleure garantie qu'un emprunt par pays. Avec 450 millions d'habitants et un PIB de quelque 18 000 milliards d'euros, l'UE est une puissance économique majeure. Très peu endettée, elle a une forte capacité à lever des fonds surtout pour financer des « dépenses d'avenir », d'autant qu'elle bénéficie de la note AAA chez Fitch et Moody's et d'un AA+ chez S&P. Une situation enviable par rapport à celle de grands pays européens comme l'Italie, l'Espagne ou la France, dont l'endettement inquiète les marchés. Sans nier les avantages d'emprunts groupés, les « pays vertueux » souhaitent surtout qu'ils restent exceptionnels et cantonnés à des investissements précis d'intérêt commun, pour éviter « l'aléa moral », une situation où certains pays seraient peu enclins à faire des efforts de redressement de leurs comptes publics du fait que leurs déficits seraient garantis solidairement.

Pour l'heure, Ursula von der Leyen n'a pas pris position dans ce débat, mais le 9 février, trois jours avant le sommet informel, elle a écrit dans une lettre adressée aux 27 dirigeants des pays membres : « Lorsque l'absence de progrès ou d'ambition risque de compromettre la compétitivité ou la capacité d'action de l'Europe, nous ne devons pas hésiter à recourir aux possibilités prévues par les traités », y écrit-elle.

Ces lignes font allusion à la « clause de coopération renforcée », qui permet de faire aboutir un projet trop peu consensuel à condition de réunir au moins neuf pays volontaires, sans attendre l'unanimité des 27.

Or, fin janvier, le ministre allemand des Finances a annoncé la création d'un nouveau « club informel » baptisé E6, rassemblant les six premières économies de l'UE (Allemagne, Espagne, France, Italie, Pays-Bas et Pologne). Il a vocation à s'élargir, en particulier à d'autres pays également exaspérés par l'enlisement de certains dossiers-clés et qui aimeraient échapper à la pesanteur des procédures à 27, réunissant ainsi le quota nécessaire à l'activation de la clause.

La France a déjà fait savoir que cette dernière devrait être utilisée (à condition de trouver huit partenaires, ce qui ne devrait pas être difficile) si l'Union des Marchés de Capitaux (UMC) encalminée depuis plus de dix ans en raison de résistances nationales, n'était pas réalisée dans les six mois.

Se trouverait ainsi concrétisé le vieux projet de la France et de l'Allemagne de créer une « Europe à deux vitesses » menée par une sorte d'avant-garde éclairée. Ursula von der Leyen, que l'on sait très attachée à faire aboutir le projet de mobilisation de l'épargne européenne avant la fin de son mandat en novembre 2029, se rallierait donc à cette solution, dont les partisans font valoir qu'elle existe déjà dans le domaine monétaire (six pays de l'UE ne font pas partie de la zone euro), dans celui de la défense (trois pays n'appartiennent pas à la Coalition des volontaires pour soutenir l'Ukraine) tandis que l'Irlande et Chypre ne sont pas membres de l'espace Schengen. Selon plusieurs experts, si la présidente de la Commission met sur la table ce sujet hautement sensible, sur un ton jugé menaçant par certains pays, c'est que quelque chose est en train de se tramer du côté du Berlaymont. ●



Totem Films

Feuilleton

Roya von Mahnaz
Mohammadi:
Wie weiblicher
Widerstand gegen
ein patriarchales
Regime aussehen
kann

Große Streifen werden noch vermisst

III Anina Valle Thiele

Die diesjährige Berlinale begann schleppend mit wenigen großen Namen und kaum Glamour. In dem bislang überwiegend unauffälligen Wettbewerb überzeugen nur ein paar Filme – dabei die Luxemburger Co-Produktionen

Die Berlinale war mal was: ein großes Filmfestival, das neben den Filmfestspielen in Cannes und Venedig zu den A-Festivals zählte. Doch das Kino befindet sich in der Krise und verzeichnet vor allem wegen der Streaming-Dienste immer weniger Publikum. So läuft auch dem Berliner Filmfestival das Publikum weg. Zwar ist auf der Berlinale-Webseite zu lesen, dass in diesem Jahr circa 20 000 internationale Besucher/innen angereist sind. Doch die Filmauswahl ist eher bescheiden. Vergeblich sucht man im Programm nach Namen großer Arthouse-Regisseure wie Petzold, Kaurismäki, Östlund, Jarmusch, Almodóvar, Kar-Wai oder Kore-eda. Immerhin trifft man mit Isabel Huppert, Sandra Hüller und Juliette Binoche auf einige große Darstellerinnen.

Mit Wim Wenders leitet zudem ein Alter Hase des Arthouse-Kinos die diesjährige Jury. 1984 drehte er in der Hauptstadt *Der Himmel über Berlin* und schuf damit ein Stück Filmgeschichte. Denn die geteilte Stadt, die er darin poetisch besang und in Bildern festhielt, gibt es heute nicht mehr. Stattdessen ist der Potsdamer Platz heute ein hässlicher Flecken voller charakterloser Hochhausbauten.

Bis zum 22. Februar laufen in Berlin über 270 Filme an 15 Spielstätten; 22 davon konkurrieren im offiziellen Wettbewerb um den Goldenen und Silbernen Bären. Intendantin Tricia Tuttle, die ihre zweite Berlinale leitet, wurde vorab in den Medien mit dem Satz zitiert: „Wer hier nichts zum Lieben findet, liebt das Kino nicht!“

Bekenntniszwang zu Gaza

Das klingt eher nach einer defensiven Beschwörungsformel, denn als selbstbewusstes Statement. Tatsächlich ist es recht leer in den Kinosälen und im Unterschied zu Cannes bekommt man im zweiten Anlauf für fast jeden Film noch Karten. Besonders hilfreich war da der vermeintliche Eklat, den die indische Schriftstellerin Arundhati Roy anzettelte, als sie die Berlinale-Jury dazu bewegen wollte, sich zum Krieg in Gaza zu äußern, nicht. Die Jury reagierte bedacht: Man äußere sich nicht zu anderen Kriegen weltweit, wieso also der Bekenntniszwang zu Gaza? Während Roy abreiste und *Der Freitag* und *The Guardian* ihre Aussagen zu einem Skandal hochjazzten, lief das Filmfestival unbeeindruckt weiter. Im Übrigen fanden sich unter den Film-Beiträgen durchaus auch solche, die sich kritisch mit dem Krieg in Gaza auseinandersetzten, so zum Beispiel *Effondrement* von Anat Even.

[...]



Dystopisches Panorama einer Dorfgemeinschaft im 17. Jahrhundert: Rose von Markus Schleinzer (in der Rolle Sandra Hüller)

[Fortsetzung von Seite 13]

So stellt sich alle Jahre wieder die Frage: Wie viel Politik und wie viele Statements verträgt die Berlinale? Nicht zuletzt mit Blick auf die Schauspieler/innen. Ist es reine Privatsache, wenn Filmschaffende etwa russische Propaganda und Inhalte des ADR-Europaabgeordneten Fernand Kartheiser zum Ukraine-Krieg auf Facebook posten, wie es der Schauspieler Marco Lorenzini, der im Film *Die Blutgräfin* eine Nebenrolle spielt, noch Ende Januar tat? „Hätte ich das vor dem Casting gewusst, wäre das etwas anderes. Aber ich kontrolliere unsere Schauspieler nicht auf Social Media“, so Produzentin Bady Minck.

Natürlich ist das verschneite Berlin, in dem man bei Minusgraden durch grauen Matsch stapft, weniger sexy als das Festival an der Croisette. Die Deutschen tun aber auch alles dafür, dass es wenig einladend bleibt. Anstelle eines schönen Trailers bekommt man als Besucherin zu Beginn jedes Films so als erstes eine Warnung präsentiert, dass Raubkopien verboten sind. Darüber hinaus besteht in Deutschland selbst unter Kulturlenten die Marotte, sich und anderen in den Kinosälen reihenweise Plätze freizuhalten, wie man es sonst nur von Stränden auf Mallorca kennt. Auch diesbezüglich haben die Franzosen ein besseres Benehmen.

Gelungener Auftakt: *No Good Men*

Zumindest der Eröffnungsfilm *No Good Men* der Regisseurin Sharbanoo Sadat, die vor den Taliban geflohen ist und in Hamburg lebt, vermochte indes zu versöhnen. Ästhetisch riss er zwar nicht vom Hocker, war aber von seiner feministischen Aussage her ein gelungener Auftakt.

Die romantische Komödie zeigt ein vom Bürgerkrieg und der Herrschaft der Taliban nach 2021 gebeuteltes Kabul voller Chauvinisten. In einem ursprünglich von Männern ausgeübten Beruf, als Kamerafrau, blickt Naru (die Regisseurin spielt selbst die Hauptrolle) in ihrem autobiografischen Drama forsch hinter die Kulissen ihrer Sets. Nach der Trennung von ihrem Ehemann hat sie die Hoffnung auf „gute Männer“ aufgegeben, bis sie in der Redaktion von *Kabul TV* auf den Journalisten Qodrat trifft ...

Dieser Film kann genossen werden: Er bringt zum Lachen, etwa, wenn die Freundin sich aus dem Ausland einen Dildo mitbringen lässt; er rührt an, wenn die Marktfrau mit dem Mikro vor der Nase felsenfest behauptet, dass es in Afghanistan keine vernünftigen Männer gebe – und am Ende steht das Weinen. Und er erinnert daran, wie gleichgültig der „Welt“ die Situation von Frauen in Afghanistan geworden ist.

Absehbar und langweilig: *Gelbe Briefe*

Wie politisches Kino langweilen kann, zeigt *Gelbe Briefe* von İlker Çatak. Obwohl auf Theaterbühnen in Berlin (unter anderem am Berliner Ensemble) gedreht und als politisches Statement gegen die Regierung Erdogan angelegt, enttäuscht das Drama leider, ist die Handlung doch allzu vorhersehbar. Obschon die Idee, Ankara von Berlin spielen zu lassen und Istanbul von Hamburg, als große Klammer funktioniert, hat man nach einer Stunde Inneneinsichten in das „prekäre“ Leben des betuchten intellektuellen Künstlerpaares Derya und Aziz genug. Der moralische Konflikt, die eigenen Ideale angesichts große versus kommerzielle Kunst, wird dick aufs Butterbrot gestrichen. Theatermacher Aziz, der „die Welt mit Theater

retten will“, wird sich irgendwann als Taxifahrer verdingen. Während seine Frau, die Schauspielerinnen Derya, ihre Seele an einen kommerziellen staatstreuen TV-Sender verkauft und dort eine Soap dreht. Gegen Ende ist der Film selbst nahe an der Seifenoper. Schade, denn mit *Das Lehrerzimmer* hatte Çatak 2023 einen vielversprechenden Film gedreht.

Everybody Digs Bill Evans von Grant Gee erzählt zwei Wochen aus dem Leben der Jazz-Legende (1929-1980) nach dem plötzlichen Tod seines guten Freundes und Bassisten. Auch wenn dem überwiegend in schwarz-weiß gedrehten Film vorgeworfen wird, gekünstelt zu sein (etwa von der FAZ), beeindruckt er doch durch seine durchkomponierte Ästhetik. In einer Schleife von Drogen-Exzessen wird Bill Evans lernen, dass auch Pausen zum Leben gehören. Die Zeit bei seinen Eltern in Florida ist allerdings gekennzeichnet durch recht oberflächliche Dialoge in dem spießigen Haus. Ein Kontrast zu seiner exzessiv ausgelebten Künstlerexistenz. Der Film ist eine Hommage an die 1960er. Allein Evans Klaviermusik kommt absurderweise zu kurz.

Bewegend: *Roya*

Dankbar, zumal als Luxemburgerin, ist man über *Roya* der iranischen Filmemacherin Mahnaz Mohammadi, einem von Amour Fou co-produziertem, bedrückenden Drama, das bei der diesjährigen Berlinale in der Sektion „Panorama“ gezeigt und nach Aussagen der Regisseurin zum Teil im Iran und zum Teil außerhalb entstanden ist.

Mohammadi kennt die Situation, in der sich ihre stille, willensstarke Filmheldin Roya befindet, nur zu gut. Seit 2020 während der Corona-Pandemie schrieb sie, wollte herausfinden, was ihr widerfahren ist. Und befragte sich kontinuierlich, wie sie einen Weg finden könnte, eine Geschichte auf nichtlineare Weise zu erzählen.

Die iranische Filmemacherin, deren erster Dokumentarfilm *Women Without Shadows* (2003) bereits ein mutiger Beitrag war, wurde wegen ihrer Arbeit und ihres Aktivismus für Frauenrechte wiederholt verfolgt; sie überstand eine siebenjährige Haftstrafe wegen „Gefährdung der nationalen Sicherheit“ und „Propaganda gegen das Regime“ im Iran und verbrachte mehrere Monate im Evin-Gefängnis. Obwohl das Urteil später aufgehoben wurde, lebt sie weiterhin unter Überwachung und strengen Auflagen. „Ich war mehrere Male im Gefängnis, aber das letzte Mal waren es drei Monate. Es war die Erfahrung in einer kleinen, eineinhalb Meter großen Zelle. Sie geben Dir nicht mal einen Namen. Du bist nur eine Nummer“, so Mohammadi gegenüber dem *Land*. „Diese Erfahrung der Inhaftierung kenne ich sehr gut, aber es ist nicht meine Biografie, die ich in *Roya* erzähle.“

Verwackelte Filmaufnahmen, nervtötende Alltagsgeräusche, wie das Zuschneppen von Türen oder das Drehen der Waschmaschine, das zeitlupenhafte Filmen und Surren von Insekten, als Zeichen der Verwesung: Mohammadi schafft es, die Zuschauerin sinnlich in die Situation der im Gefängnis gedemütigten Hauptfigur hineinzusetzen. Das Auge folgt der tief traumatisierten Roya, die in rund 90 Minuten kein Wort spricht, abwesend vor sich hinstarrt und sich selbst verletzend den Alltag Teherans erlebt wie durch einen dichten Schleier.

Mohammadi zeigt damit bewegend, wie weiblicher Widerstand gegen ein patriarchales Regime aussehen kann. Roya ist eine willensstarke Frau, die aufrecht durch den Nebel geht, bis er

sich lichtet: Ein starker Filmbeitrag, der gerade in diesen Tagen, in denen das iranische Regime vielleicht vor der Implosion steht, Hoffnung macht.

Siri Hustvedt – Dance Around the Self

Die Regisseurin Sabine Lidl hat mit *Siri Hustvedt – Dance Around the Self* eine sehenswerte Dokumentation über die feministische US-amerikanische Schriftstellerin gedreht, der in der Sektion „Panorama“ gezeigt wurde. Ausnahmsweise ist es nicht ihr verstorbener Mann Paul Auster, den Hustvedt ihren „Lebensmensch“ nannte, sondern die Schriftstellerin selbst und ihre Prosa, die hier im Mittelpunkt stehen. Es sind ihre Geschichten und Essays, wie *Die unsichtbare Frau*, aber auch ihre Zeichnungen und Skizzen, die den Rhythmus dieser Dokumentation vorgeben.

In der Sektion „Forum Expanded“ feierte vergangenen Sonntag der Debütfilm *Liebhaberinnen* der Luxemburger Regisseurin Koxi in Anwesenheit von CSV-Premier Luc Frieden und DP-Kulturminister Eric Thill Premiere. Frei verwandte Vorlage dafür ist der gleichnamige Roman von Elfriede Jelinek aus dem Jahr 1975, der als marxistisch-feministische Karikatur eines Heimatromans angelegt war.

Koxi hat Jelinek originell inventarisiert. Das Skript hat sie gemeinsam mit Antonio de Luca verfasst. Ihr Film spielt gekonnt und schonungslos mit sozialen Codes und zieht Jelinek gnadenlos in unsere Gegenwart flimmernder Bilder. *Liebhaberinnen* blickt ironisch auf Maskulinität und zeigt das Abrutschen einer Messe-Hostess in die Armut. Wenn Brigitte (Johanna Wokalek) auf dem Boden eines 24-Stunden-Fitnessstudios übernachtet und sich an ein reiches Muttersöhnchen heranmacht, ist das mitunter grotesk, krass explizit und doch berührend. Die Vermarktung ihrer Körper bleibt für die beiden Hauptfiguren, Brigitte und Paula, das letzte Kapital.

Junge Besucher/innen des Films waren gespalten. „Mir war das too much“, gab eine Studentin zu, während ein Besucher sich enthusiastisch äußerte: „Dieser Film passt hervorragend in unser kleines Underground-Festival.“ Koxi hat Jelineks Texte sorgsam analysiert und liefert eine zeitgemäße, schrille und sehenswerte Adaptation.

Die Blutgräfin von Ulrike Ottinger mit Starbesetzung, darunter Isabel Huppert und aus Luxemburg unter anderen André Jung, feierte vergangenen Montag in der Sektion „Special Gala“ Premiere. Der mit seiner zwischen Fantasy- und Vampirfilm mäandernden Ästhetik ein bisschen an Wes Andersons Filmwelten erinnernde Film zog einen märchenhaft in seinen Bann (ausführliche Besprechung folgt).

Eines Bären würdig: *Rose von Markus Schleinzer*

Am Sonntag gab es dann endlich einen Beitrag im Wettbewerb zu sehen, der eines, vielleicht gar des Goldenen Bären würdig ist: *Rose* von Markus Schleinzer (Drehbuch: Alexander Brom), vollständig in Schwarz-Weiß gedreht, ist „die wahrhaft Beschreibung einer Land- und Leuteträgerin“. Schleinzer entwirft ein dystopisches Panorama um eine archaische, gottesgläubige Dorfgemeinschaft im 17. Jahrhundert, in der sich Rose (Sandra Hüller) durch systematischen Betrug Achtung erschleicht. Als Soldat aus dem Dreißigjährigen Krieg taucht sie in einem protestantischen Dorf auf, gibt sich überzeugend als Mann aus, bis der Schwindel auffliegt. In dem spannenden Drama, das vom Plot her an Angela Steideles großartigen Roman *In Männerkleidern* erinnert, stimmt einfach alles: Das Drehbuch ist kreativ und überraschend, die Einstellungen sind präzise, und Hüllers Performance in der Rolle der Rose ist einmal mehr herausragend.

So stach Luxemburg bei der diesjährigen Berlinale mit gleich drei bemerkenswerten Co-Produktionen von Amour Fou hervor. Wie sie sich als Produzentin angesichts dieses Erfolgs fühle? „Dreifach Happyness – bärenstark würd' ich sagen!“, so Bady Minck am Rande des Empfangs in der Luxemburger Botschaft. Bei Mahnaz Mohammadis *Roya* hätte sie überhaupt nicht gewusst, ob der Film rechtzeitig fertig werden würde. „Dann kam noch eine große Pechsträhne, denn am 8. Januar, als *Roya* eingeladen wurde, haben die Mullahs das Internet gesperrt ... So musste Mahnaz die Version, die in Berlin eingereicht werden sollte, ganz neu schneiden, und wir hatten großen Stress, um das hinzukriegen“, erzählt Minck.

Von der Eröffnungsgala, die Desirée Nosbusch souverän auf Englisch und Deutsch moderierte, blieben einem die Worte von Jurypräsident Wenders tröstlich in Erinnerung, der sinnig gemäß sagte: in einer Zeit egomaner Schreihäse solle man sich selbst nicht so ernstnehmen. Und vielleicht ist es das, was bei diesem Festival zumindest in vielen auch politischen Filmen der ersten Woche wirklich fehlte: Humor.. ●

Der letzte Bohemien der Oberstadt

IIII Frédéric Braun*

Stadtbekannt, früh aus der Spur geraten, tauschte Gilbert Braun die Gesellschaft gegen die Literatur und trat am Ende selbst in sie ein. Ein Nachruf

Seine letzten Jahre nannte er mit kauzigem Humor „die neue Sachlichkeit“: rauchfrei, alkoholfrei, beinahe asketisch. Doch der Preis war hoch. Wegen eines vor einigen Jahren diagnostizierten Lungenleidens verließ er kaum noch seine Wohnung in der Beaumontsgasse. Er empfing bei sich die wenigen Freunde, die ihm treu geblieben waren, ließ sich die *Libé*, *Le Monde* und Bücher in seine ungeheizte Zweizimmerwohnung bringen, die er seit 1979 für 400 Euro monatlich mietete. Er bestellte Gerichte aus den umliegenden Restaurants, rührte sie jedoch meist kaum an. Gelegentlich telefonierte er vom Fenster aus mit Bekannten unten auf der Straße oder beobachtete misstrauisch das Treiben seiner in Smartphones versunkenen Zeitgenossen.

1966, Gilbert war zwölf Jahre alt, starb sein Vater mit nur 41 Jahren an den Spätfolgen von Krieg und Lagerhaft, die er als Zwangsrekrutierter überlebt hatte. Gilbert wuchs fortan als Pupille de la Nation mit seiner Mutter als Einzelkind in Bettendorf auf; die Großmutter lebte ebenfalls im Haus. Die beiden Frauen sprachen kein Wort miteinander. Vielleicht begann hier, leise und unbemerkt, jene innere Verschiebung, die später in Trotz und Distanz münden konnte. Zugleich wurde die Literatur früh zu einem Gegenraum. Bücher boten ihm, was das Elternhaus nicht geben konnte: Struktur, Welt, Überhöhung.

Anfang der 1980er Jahre, Gilbert arbeitete noch als technischer Zeichner bei der Cegedel, lernte ihn Jean-Claude Henkes als junger Buchhändler kennen: „Dat war esou di Zäit wou e vill Beatniks gelies huet: Kerouac, Ginsberg, Burroughs, awer och Bukowski.“ Aus der Bekanntschaft entwickelte sich eine jahrzehntelange enge Freundschaft. Regelmäßig trafen sie sich mit anderen im Café Interview. Danach ging es meist ins Snack Chez Jean in der Beaumontsgasse und anschließend zu Gilbert gegenüber in die Wohnung. Henkes nahm den letzten Zug zurück in den Minett, um am nächsten Morgen um acht Uhr wieder an seinem Arbeitsplatz zu sein – genau wie Gilbert. „Hien hat awer ni vill Bock, moies opzestoen an op de Büro ze goe fir Pläng ze zeechnen. Bis et eng Kéier dozou komm ass, datt se hien erausgeheit hunn.“

Zunächst erhielt Gilbert den RMG. Doch da oft mehr Monat als Geld übrigblieb, schälten Freunde bei ihm Kartoffeln. Vom Metzger holte man noch „Träipen“, erzählt Henkes, der mit Gilbert Verlagskataloge studierte und sich bei Buchkäufern von ihm beraten ließ.

Ein Foto des Grafikers und Fotografen Pepe Pax aus jener Zeit zeigt Gilbert im Café Interview: dunkles, leicht zerzaustes Haar, schmales Gesicht, Bartschatten. Eine Frau liegt mit dem Kopf auf seinem Schoß, während er ihr sanft durchs Haar streicht. Etwa zeitgleich entstand ein Porträt in Schwarz-Weiß. Darauf lehnt er sich nach vorn, der Oberkörper ist nackt. Die eine Gesichtshälfte ist deutlich beleuchtet, die andere liegt im Schatten. Sein Blick wirkt ernst und nachdenklich, fast melancholisch. Gilbert hatte ihm seine Wohnung für Fotos zur Verfügung gestellt, erinnert sich der Fotograf Wolfgang Osterheld. Dabei sei auch das Bild mit ihm entstanden. Damals, als die Beaumontsgasse noch ein kleines Dorf war und die Südseite noch nicht dem Immobilienprojekt Centre Beaumont gewichen war, lebten dort rund 800 Menschen. Über einen langen Flur gelangte man in einen großen Hinterhof mit Garten. Eine Zeit lang befand sich dort das Konschthaus, in dem Pepe Pax die Bar betrieb, Osterheld fotografierte und Patricia Lippert ausstellte. Sie erinnert sich an „Gibbes“ als modisch elegante

Erscheinung, als „Künstler ohne Werk“, der ihr ein Bild abkaufte – „kein typischer Macho“, sondern „alles mit Stil. Auch die Frauen“.

In einem Empfehlungsschreiben von 1988, das sich in Gilberts Unterlagen fand, bescheinigte Literaturprofessor Ferdinand Stoll dem damals 35-Jährigen „une culture hors de pair“ sowie eine Privatbibliothek, die in Quantität und Qualität jene eines „enseignant professionnel moyen“ übertreffe. Seit zwanzig Jahren forsche er autodidaktisch zu Céline und verfüge über die Kenntnisse eines „érudit“. In der Nationalbibliothek hörte man ihm erheitert zu. Die Anstellung erhielt er nicht – was er, so eine Bekannte, als schmerzhaftes Übergehen empfand. Jean-Claude Henkes berichtet von einer Reise Gilberts nach Hamburg, wo er sich als freier Journalist hatte etablieren wollen, während Henkes mit der Betreuung der Wohnung und der Katze „Petzi“ beauftragt war. Bereits wenige Tage später sei er aber wieder da gewesen.

Im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme übernahm Gilbert schließlich Tipparbeiten für verschiedene Institutionen, darunter von 1990 bis 1994 für den *GréngeSpoun*. „Hien war als ‚Intellektuellen‘ zoustänneg fir divers Manuskripter ofzetippen, déi hien dann op enger Diskette erop an d’Streckeisen, den éischten eegene Sätz vum *GréngeSpoun*, bruecht huet. Duerno ware mer an der Groussgaass“, erinnert sich der Journalist Richard Graf. „Mir hunn eis éischter iwwer Politik éinnerhalen. Ee feinen, sensibelen Typ. Eng vun de ville Persounen, déi een am Liewen begéint, an dann aus den Aen verléiert ... an dann op eemol vermësst.“

Schon zu Cegedel-Zeiten klagte Gilbert über Rückenschmerzen und erschien zeitweise mit Gehstock. Irgendwann beschloss er, Invalidenrente zu beantragen. Er nahm sich einen Anwalt und zog vor Gericht. „Sou wéi e war, wollt en eng riseg opféieren“, erinnert sich Pepe Pax. Der Anwalt mahnte zur Vorsicht: Würde der Antrag abgelehnt, sei ein zweiter Versuch ausgeschlossen. Gilbert

Er ging nicht in Therapie; das Vis-à-vis war seine Therapie. Und die Literatur

bekam die Rente. Er musste nie wieder arbeiten. „E war ganz glécklech.“

Über Jahrzehnte war Gilbert eine feste Figur im Café Vis-à-vis. Schlank, mit runder Brille und zurückgekämmtem weißgrauem Haar, umwehte ihn der Geruch von Tabak und Alkohol. Er las ständig – und alles. Seine umfangreiche Hausbibliothek umfasste Literatur ebenso wie Kunstmograpfen, Erotica und Bücher zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs, zur Pariser Kommune, zu Berlin und zum Anarchismus. Meist hatte er ein abgegriffenes Taschenbuch bei sich. Er trank Kaffee, Mouton Cadet, Jacky Cola, in dieser Reihenfolge. Er ging nicht in Therapie; das Vis-à-vis war seine Therapie. Und die Literatur. Allen voran Céline, aber auch Benn, Jünger, Bukowski. An ihnen faszinierte ihn die Radikalität des Ichs, die Lust an der Schonungslosigkeit und die Würde des Außenseiters. Das gab ihm Halt, ohne ihn zu zählen.

Jahrelang kam er in Begleitung von Lydie Trierweiler, einer großen Brünette mit schönen Augenbrauen und unruhigem Gemüt. Manchmal stritten sie im Vis-à-vis, dann saßen sie wieder als Liebende beisammen und tranken. Bis Lydie eines Tages starb und Gilbert allein zurückblieb, vor mehr als zehn Jahren. Danach saß er meist neben Steve Kaspar, stritt und

trank mit dem Künstler, versöhnte sich wieder. Jetzt sind beide tot.

Gilbert war ein guter Zuhörer, sagt eine Bekannte. Hinter den dicken Brillengläsern riss er die Augen auf oder verzog die Mundwinkel. War er betrunken oder genervt, beschimpfte er sein Gegenüber als „Nationalsozialist!“ oder rief „Vuvuzela!“ und blies verächtlich durch die Faust. Manche machte er regelrecht zur Sau. Eine Freundin wiederum erinnert an seine große „Douceur“.

„Unterhaltungen, reden, dialogisieren, Geschichten erzählen, philosophieren, Erörterungen zur Genese der eigenen Persönlichkeit – das alles spielte bei seinem alltäglichen Zeitvertreib die Hauptrolle“, schreibt sein Freund, der Hamburger Schriftsteller Daniel Dubbe, der ihm 2023 in *Jugendfreunde: Dieser Hauch von Freiheit* ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Zu Dubbe kam Gilbert über dessen Freund Kiev Stingl, Sänger und Dichter, den er in einer Luxemburger Bar kennengelernt hatte. Beide, mutmaßt Dubbe, hätten ein innerlich an die Mutter gekoppeltes Leben gelebt selbst in der Abwehr. Mütter, die sehr alt wurden und im Fall Stingls den Sohn sogar überlebten. Dass er es nicht fertiggebracht habe sich nach Hamburg, Paris oder Tanger abzusetzen und im Zuge definitiv von Luxemburg abzukoppeln, sei wohl Gilberts größtes Bedauern gewesen.

Bemerkenswerterweise starb Gilbert exakt am selben Tag wie zwei Jahre zuvor seine Mutter, die er zeitlebens „Godzilla“ genannt hatte und die über neunzig Jahre alt wurde. Offenkundig waren beide nicht füreinander geschaffen. Sicher spielten auch äußere Umstände eine Rolle. Aus dem Wenigen, das er in seinem als „elliptisch“ beschriebenen Stil („du wees jo, gell“) preisgab, ließ sich zumindest erahnen, dass sein Leben früh von einem Bruch geprägt war. Gilbert starb am 9. Januar im Alter von 72 Jahren. ●

* Keinerlei verwandtschaftliche Beziehung



Gilbert Brauns
Wohnung in der
Beaumontsgasse

À nos sœurs, à nos frères

IIII Karolina Markiewicz



Bohumil Kosterhlyz

Der Kaiser von Atlantis, satire du pouvoir absolu

Avec *Zu unseren Schwestern, zu unseren Brüdern*, Stéphane Ghislain Roussel a construit un opéra en trois temps qui interroge moins la mémoire que la persistance des défaillances européennes. La structure du projet, depuis le Klenge Kueb au studio du Grand Théâtre, en passant par le tram, organise un déplacement à la fois spatial et symbolique. Il s'agit d'un trajet analytique qui conduit le texte de loi à sa mise en crise, puis révèle son envers historique.

Le premier volet, *En vertu de...*, met en musique des articles de la Convention européenne des droits de l'homme. Le geste est radical, il transforme un texte juridique majeur en matière lyrique. De la normativité, supposée stable écloit une fragilité. La partition d'Eugene Birman fragmente les phrases et étire les syntagmes, elle suspend aussi les déclarations et installe des silences qui agissent comme des béances. Les principes d'« égalité », de « dignité » ou de « liberté », de « paix » cessent d'être des évidences, mais apparaissent plutôt comme des constructions précaires, qui sont soumises aujourd'hui à l'épreuve du réel. La voix du baryton, seule face à un ensemble instrumental réduit, ne proclame

pas : elle cherche son appui, elle trébuche parfois, elle insiste et elle tente de maintenir l'intelligibilité d'un langage que l'actualité politique a broyé, détourné et instrumentalisé.

Dans l'ancien parlement européen, la parole résonne comme dans une chambre d'écho institutionnelle. On y entend le poids des procédures et la rhétorique des déclarations solennelles. Pourtant, quelque chose s'est fissuré, la répétition des articles ne garantit aucunement leur efficacité. Ensuite le déplacement vers le tram introduit un autre régime d'écoute, celui du quotidien et de la promiscuité plus ou moins attentive. L'Europe n'y est plus un concept, mais une juxtaposition de toutes nos trajectoires individuelles. Le texte juridique a quitté la verticalité du discours pour se confronter à l'horizontalité corporelle. Cette transposition souligne une tension centrale, on se place entre l'idéal proclamé et la réalité fragmentée d'un espace commun traversé par les inégalités, les exclusions et les peurs.

Cette dislocation trouve ensuite son contrepoint historique dans *Der Kaiser von Atlantis*, composé en 1943 par Victor Ullman, incarcéré dans

le camp de Theresienstadt près de Prague. Il faut s'imaginer créer un opéra dans un camp de concentration ! Il met en scène un empereur qui décrète la guerre de tous contre tous, jusqu'à ce que la Mort refuse d'obéir. La Mort apparaît ici comme un homme vieux, fatigué d'être convoqué pour les massacres, les guerres interminables, les tortures que les hommes inventent et systématisent. À force d'être sollicitée, elle se met en retrait. La satire dévoile alors une vérité politique d'une redoutable clarté, lorsque le pouvoir se pense absolu, il instrumentalise jusqu'à la finitude elle-même.

Dans le dispositif de Stéphane Ghislain Roussel, cette Mort fatiguée entre en résonance directe avec la fragilité des articles chantés dans *En vertu de...* Là où la loi prétend prévoir et protéger, l'histoire rappelle toute sa faillibilité. Le passage d'une œuvre à l'autre ne produit pas un simple contraste esthétique, il installe une continuité critique. Le même corps traverse les deux régimes de discours pour porter un idéal juridique et son effondrement potentiel. Ainsi, la catastrophe n'est pas reléguée au passé, elle hante plutôt notre présent.

La scénographie conçue par Peggy Wurth intensifie cette lecture. Le studio du Grand Théâtre devient un espace mental, avec des perspectives obliques, des structures disjointes et des éclairages tranchants qui découpent les silhouettes. Rien n'est illustratif et tout relève d'une topographie intérieure. Le spectateur a le sentiment d'entrer dans un souvenir fragmenté, dans une mémoire qui ne se laisse pas recomposer. Cette esthétique cauchemardesque évoque la persistance des images liées aux camps nazis, non comme reconstitution historique, mais comme traumatisme inscrit dans les consciences européennes. L'espace scénique devient alors un champ de ruines symboliques, un lieu où les mots de la loi résonnent sur fond d'effondrement.

Cette constellation visuelle et dramatique peut être éclairée par la réflexion de Georges Didi-Huberman dans son livre récent, *Histoire des anges*. L'ange y apparaît comme figure de médiation entre visible et invisible, entre événement et survivance. Chez Walter Benjamin l'ange de l'histoire regarde les ruines du passé tandis qu'une tempête le pousse vers l'avenir. L'histoire n'y est pas progrès continu, mais accumulation de débris. À cette figure s'ajoutent les anges de la mort gravés par Albrecht Dürer, messagers sévères rappelant la finitude et la vanité des puissances terrestres. Entre l'ange témoin des ruines et l'ange exécuteur se dessine une troisième figure : l'ange gardien. L'Union européenne avec son cercle d'étoiles dorées, se projette comme protectrice des peuples et garante de leurs droits. Mais l'opéra interroge cette image. Une icône ne suffit pas à préserver les vies, si les principes qu'elle symbolise ne sont plus vécus et défendus concrètement.

Ainsi, la Mort exténuée de *Der Kaiser von Atlantis* devient l'envers critique de l'ange européen. Elle rappelle que la protection n'est jamais acquise, que la loi n'existe que par sa réactivation constante. En confrontant la normativité contemporaine à une œuvre née dans un camp, le spectacle met en évidence la tension constitutive du projet européen. Comment affirmer l'universalité des droits tout en demeurant exposé à leur négation ? Ce triptyque lyrique maintient ouverte une question fondamentale : Comment empêcher que les mots ne se vident et surtout comment éviter que la Mort, encore une fois, ne soit convoquée pour pallier l'échec du politique ? ●



T A B L O

LAND ART



At the Exhibition

La page d'artiste de ce mois est confiée à Olivier Schillen. Après des études à La Cambre à Bruxelles, il a longtemps délaissé la photographie pour s'y remettre en 2016, trente ans plus tard. Il a obtenu le prix du public au Prix de la photographie à Clervaux en 2024 et a participé au Mois européen de la photo l'année dernière. Olivier Schillen est un observateur silencieux des scènes aléatoires qui se déroulent sous ses yeux. La série *We Are All Tourists* explorait de manière critique le phénomène du tourisme de masse et son influence sur les villes, les paysages et les espaces culturels.

Avec *At the Exhibition*, il se focalise sur les musées, devenus objets de consommation. Il interroge la manière dont les visiteurs s'insèrent dans l'espace codifié d'une exposition et deviennent une partie du décor muséal. *La Victoire de Samothrace*, prise au musée du Louvre en juillet 2025, lui donne « l'impression que les rôles d'observateur et d'observé sont inversés. La Victoire observe et domine tous ces visiteurs noyés dans une marée humaine, insignifiants et perdus face à tant de beauté taillée en pierre pour l'éternité. Elle paraît alors bien plus vivante que tous ces touristes qui lui consacreront quelques secondes de leur existence. » FC

SCÈNES



Une petite maison pour écrire

Oubliée des derniers Bünenpäisser, l'écriture dramatique est cependant de plus en plus mise à l'honneur, y compris au cours de son processus créatif. La Kulturfabrik lance La Maisonnette en collaboration avec le collectif Le Gueuloir. Conçue comme

un lieu de recherche, où l'écriture n'est pas envisagée comme un objet fini, mais comme une matière en devenir, cette nouvelle résidence invite des jeunes auteurs et autrices de théâtre à développer leur projet en cours de construction. Pour cette première édition, le Luxembourgeois Antoine Puhu (photo: sb) et la Française Suzie Colin ont été sélectionnés. Antoine Puhu travaillera sur *Tous les pigeons n'ont pas d'ailes*, un texte composé de récits multiples, interrogeant le concept de la gène. Suzie Colin se concentrera sur la structure dramaturgique de son texte *Les Éveillés*, un projet théâtral interrogeant les relations humaines dans un monde marqué par la

surveillance et la méfiance. Tullio Forgiarini et Michel Tanner, auteurs aguerris membres du Gueuloir, et Sophie Bricaire, dramaturge et collaboratrice artistique au théâtre et à l'opéra leur proposeront un accompagnement personnalisé.

La résidence s'accompagne d'un programme ouvert au public. Ce vendredi, le metteur en scène Jean Boillot questionnera quelques enjeux actuels du théâtre à travers la conférence « Le théâtre et le numérique : une chance ou un péril ? ». Samedi, les spectateurs sont invités à une sortie de résidence avec lecture des textes et discussion sur le processus d'écriture. FC





Un écosystème artistique

IIII Loïc Millot

De la place de l'humain et de la nature dans l'œuvre récente de Sandra Lieners

Renommée depuis une dizaine d'années pour ses peintures urbaines, Sandra Lieners fait l'objet d'une exposition qui interroge la relation, tantôt harmonieuse ou conflictuelle, de l'humain à son environnement naturel. Les œuvres que la galerie Reuter Bausch présente ont été réalisées entre 2020 et 2026 au Luxembourg ainsi qu'en Australie et au Mexique, où la plasticienne était invitée en résidence cet été.

D'heure en heure, jusqu'à la tombée de la nuit, Claude Monet peignait en séries des meules de blé ou la cathédrale de Rouen, quand Cézanne passait ses journées à halluciner la montagne Sainte-Victoire. Dans le sillon des impressionnistes, Sandra Lieners inscrit l'acte de peindre dans un lieu et une temporalité déterminés, captant les différents états de la lumière à travers la fenêtre de son atelier. La dimension de cette fenêtre, selon l'endroit où elle se trouve, détermine d'ailleurs le format de ses toiles, ce qui implique une fidélité au réel autant qu'une dimension autoréflexive. Les lieux de production sont inscrits à même la toile, ou mentionnés dans le titre, tels que *Bosque de Chapultepec* (2025) ou encore

Xochimilco (2025), qui correspondent aux lieux de sa résidence mexicaine. Ailleurs, le nom d'une plante peut éventuellement faire office d'indice toponymique (*Waratah*). Quant à l'heure, celle-ci est parfois indiquée dans le titre de ses compositions, comme *8h50* ou *18:28*. Ces deux toiles de 2020 issues de la même série *The Light*, nous renvoient au confinement, moment qui marque l'entrée de la nature dans l'œuvre de Sandra Lieners sous une forme abstraite.

Travaillant principalement en séries, Lieners donne forme à des compositions complexes, duelles, scindées verticalement en diptyques où voisinent des contraires : l'illusionnisme pictural d'un côté, et une matérialité démystifiante de l'autre. L'artiste, en effet, a depuis quelques années l'habitude de conserver sur la surface de la toile les traces de son travail, y intégrant en marge des bandelettes, un chiffon étoilé de tâches de couleurs et des rebuts matériels dans d'autres œuvres. *Cadmium Yellow* (2022) est ainsi constitué de ready-made, en l'occurrence des tubes de peinture jaune, le tableautin *Untitled* (2021) comprend des restes de peinture que Sandra Lieners a raclés

et amassés sur la toile, donnant forme à un épais bouquet de couleurs. Rien ne se perd, tout se transforme au sein de cet écosystème pictural. « Je reconstruis un cycle très similaire à celui de la nature ; les éléments utilisés ou retirés reviennent d'une façon ou d'une autre dans mon travail », constate-t-elle. Sans oublier l'empreinte de sa main, la main à la fois singulière de l'artiste et universelle de l'homo faber, qui nous plonge dans une préhistoire de l'art. Dans *8h50*, Lieners va jusqu'à découvrir le châssis, un geste qui rappelle le mouvement Supports/Surfaces. « Rendre visible la matière, inviter le spectateur à regarder en profondeur sont des aspects centraux de ma pratique », remarque la plasticienne. Elle ajoute qu'elle accepte aussi le hasard, puisque la toile s'est avérée trop petite pour couvrir l'ensemble du châssis. À côté de cette partie liée au processus de fabrication, le reste de l'œuvre est entièrement flou. S'y déploient de façon abstraite des tons bleu, blanc et vert, tels qu'ils sont réfléchis à travers le verre opaque de l'atelier. Un flou impressionniste là encore, qui restitue les sensations optiques de l'artiste au lever du jour. Ce même principe de composition prévaut dans *18:28*,

dans un camaïeu de tons similaires. Dans la partie droite de la composition, une marge verticale en tissu laisse voir des tâches, des empreintes de l'artiste laissées lors de l'exécution de l'œuvre. Ces indices de la production nés du hasard contrastent avec l'autre partie, préméditée et techniquement très maîtrisée, où l'on devine malgré l'effet de flou la vue d'un coucher de soleil. Les mêmes tonalités chromatiques circulent d'une partie à l'autre, issues de la même palette, mais divergent par leurs rendus. Les signes aléatoires tranchent par leur expressivité, là où la vue du coucher tend à une évanescence de style impressionniste.

Les huiles de Lieners informent le spectateur sur le processus de production, comme elles cartographient un certain rapport à l'environnement, une façon particulière d'habiter le monde. Ainsi de ces trois exemplaires de la série *Waratah* (2023), du nom de cette plante immense que Sandra Lieners a découverte lors de sa résidence australienne. « J'ai eu la chance d'être en Australie lorsque cette fleur était en train d'éclore, ce qui ne survient que quatre semaines par an. C'est une plante très endommagée, qui tend à disparaître aujourd'hui. Plutôt que la cueillir, j'ai arpenté cette plante avec une échelle pour en prélever l'empreinte lumineuse sur cyanotype », dit-elle. Des cyanotypes réalisés sur coton en bleu de Prusse, un procédé qu'elle a repris en 2024 dans une teinte rouge pour le transposer au Luxembourg avec une plante fonctionnelle et non sauvage, le colza (*Rapeseed II*, 2024). À côté de ces exemplaires repose un grand format, *Conversation Piece. Act III* (2023), où la fleur rouge de la waratah interfère cette fois-ci avec des éléments urbains. En témoignent les formes lacérées et les inscriptions typographiques que Lieners dispose dans la partie inférieure de la toile, ainsi que la citation en noir et blanc du



La composition 18:28
laisse voir les empreintes
de l'artiste laissées lors
de l'exécution de l'œuvre

travail de Zoe Leonard. Une référence significative puisque Sandra Lieners, tout comme la photographe américaine, s'intéresse à la délimitation entre le bâti et la nature.

Du Luxembourg au Mexique, on peut suivre l'évolution du traitement de la nature dans l'œuvre de Sandra Lieners. Combinée à des cyanotypes, la série de lithographies *Skylines* (2026) produite lors de sa résidence à Mexico atteste d'une lutte féroce entre la nature et l'humain pour l'espace public. Une vue du ciel en contre-plongée est en prise avec l'intrusion de feuilles d'arbres dans la représentation, si bien que le ciel finit par disparaître au profit des éléments végétaux. La seconde partie de la résidence, à Tlalpan, a donné lieu à des grands formats. On y trouve une nature restituée au moyen d'effets de flou, de vitesse, liés à la course à pied que pratique Sandra Lieners (*Bosque de Chapultepec* ; *Xochimilco*, 2025). Ses toiles sont comme des palimpsestes où se superposent différentes couches de techniques mixtes : cyanotype, peinture à l'huile, coton, surfaces décomposées et recomposées au moyen de points de couture et de références toponymiques reprenant par exemple les contours du parc de Chapultepec. « Ce qui a changé, c'est qu'il y avait auparavant une distinction nette entre la nature et la ville. C'est en Australie que les deux me sont venus ensemble pour la première fois, même si visuellement l'urbain était encore très présent », concède l'artiste. Lors de sa résidence mexicaine, l'artiste essaie de faire coexister ces deux formes, recherche un état d'équilibre, en réduisant notamment la part de la ville à portion congrue. ●

Exposition de Sandra Lieners *Liquid Memory*
under a Skin of Concrete, jusqu'au 14 mars
à la galerie Reuter Bausch

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Flood the zone with shit!

IIII Michèle Thoma

Influencerinnen mit Lippen flüstern uns Schönes zu, Herr Nasenkorrektor bietet seine Dienste an, Menschen mit Prothesen lachen hinter Geburtstagstorten, Schützengräben poppen auf und Aschenkreuz to go, bitte, greifen Sie zu! Popoklatschende Herren in Pampers. Millenials mit den allerneuesten Diagnosen. Altmodisch depressive Mütter. Neugeborene mit Burn-Out. Recht auf Sterben, wie, wo, mit welchem Dressing? Make your choice, ich kann mich nicht entscheiden, wenn du zu lange zögerst, gehen die Preise in die Höhe.

Wir greifen uns an den Kopf, der schwirrt so, so viel drin, so viel drunter und drüber und daneben, wir greifen uns an den Kopf, wo ist er, wo ist er geblieben, wir wissen nicht mehr, wo uns der Kopf steht, wir haben ihn leider verloren. Während wir herumtreiben im Informationsausfluss, sprudelt aus allen Kanälen, munter und trübe, es gibt ihn an allen Orten und Aborten, das magische Gebräu, die bräunliche Brühe steht uns bis zum Hals, hoffentlich können wir schwimmen. Weil sonst gehen wir unter.

Flood the zone with shit! Welch ein genialer Ratschlag des ehrwürdigen Herrn Bannon an den diesbezüglich eh schon hochbegabten Eleven Trump! Und wie freudig befolgt der ihn! Wenn der Zirkusdirektor alle antanzen lässt. Er sie durch brennende Reifen springen lässt. Diese verglühenden Europäer/innen sind aber auch so possierlich. Rutte macht den Bückling, das kann er trefflich. Die Europäer/innen wiederum freuen sich über Mikro-Erfolgs-erlebnisse, Mini-Triumphe die gehortet und in schwachen Momenten

Das ist die totale
Demokratie.
Das ist die totale
Erschöpfung

vorgezeigt werden. All die seltsamen Episoden und Anekdoten, die sie dann emsig deuten, weil so schnell ist alles von vorgestern, was war da, erinnert sich noch wer? War da was? Die Schlittenhunde aus Grönland? Die Kuschteltiere mampfenden Migrant/innen? Die Menschenfresser/innen auf Epstein Island?

Manchmal, wenn der Zirkusdirektor gut drauf ist, vollbringt er auch ein Kunststück, zaubert was aus dem Hut, sogar Friedenstauben, und während alle applaudieren schmeißt er rasch ein Bömbchen in ein Gebiet. Nur so und nebenbei, und dann ist es auch schon done, so ein Quickie, und seine Geschäftsleute beruhigen die immer so benommenen rechtschaffenen Europäer/innen die sich wieder an die rechtschaffenen Schädel greifen. Schon wieder enttäuscht! Schon wieder getäuscht! Jahrelang war Putins Kopf Aufgaben- und Spekulationshotspot gewesen, alle versuchten in Putins Kopf zu schauen oder da herumzustöbern, aber Putins Schädel, solider alter

Imperialismus, ist ja ein Kinderspiel im Vergleich zum Haupt des Häuptlings mit den paar orangenen Federn am Kopf. Wirtkopf. Und bei Quarkus Glanz kreuzen die Expert/innen auf um Nachhilfe in Wahnsinn und Kalkül zu geben.

Ach so ja, natürlich, die Files. Beinahe vergessen, man kann nicht an alles denken, wenn man dauernd an alles denken muss. Epstein für alle, jetzt, zur freien Entnahme! Pflückt euch ein Stück vom blutigen Puzzle! Macht euch ein Bild! Macht euch ein Bildnis! Self Service now! Klicken, schnupern, scrollen, surfen! Eat what you can! Gehet hin zum Buffet der Menschenfresser/innen! Es gibt aber leider keine Garantie, viele Gastro-Detektiv/innen berichten schon enttäuscht von langen Hunger- und Durststrecken unterwegs, manchmal hat ein Adeliger einen Nasenpopel verspeist und selbst das wurde akribisch dokumentiert. Es muss wahnsinnig nervig sein, der Lügenpresse auf die Finger zu schauen.

Egal, nehmt! Das auch noch! Und dies! Es ist alles da. Es ist alles überall. Für alle. Alle kriegen alles überall oder sehen alles oder haben zumindest dieses Gefühl, und darauf kommt es ja an. Gefühlte Demokratie. Und dann ist dieses alles zuviel. Das ist die totale Demokratie. Das ist die totale Erschöpfung. Bis ihr nicht mehr könnt. Bis ihr wieder im Staub kriechen wollt in einem russisch-germanischen Stamm unter einem Gott mit Löchern in den Händen. Bis ihr tradwives werden wollt und tradmales auf der Flucht vor unisex Toiletten und euch lange dünne Bärte wachsen lasst wie die Amish und nicht wie altmodische Hipster. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

Grouss Kavalkad

IIII Jacques Drescher



Zu München ass nees Fuesent
Mat enger Konferenz.
Béis Clownen a Verbriecher,
Déi schwenken do hir Pänz.

Si wëllen d'Welt sech deelen
A ginn am Fong ni sat;
Si loossen d'Maske falen
Op hirer Kavalkad.

Si kënnen sech net schummen
A brauchen de Profit.
Ob Rheinmetall, ob Apple –
Déi soe, wat geschitt.

Déi Band dreemt vun Europa,
Wat staark ass, grouss an nei.
En alen Dram zu München –
Aus enger Brauerei.

Yuppi, Bankgeheimnis an Dogexpo '94

IIII Bernard Thomas

La Bibliothèque nationale rend accessible 4 000 ouvrages luxembourgeois des années 1980 et 1990 sur son site. Un trip nostalgique pour les millennials, un accélérateur pour les historiens



Le directeur de la BnL Claude D. Conter et son adjoint Carlo Blum, en charge de la digitalisation, en mai 2024

Comme un gigantesque marché des livres d'occasion, dont on emporterait l'intégralité à la maison. La Bibliothèque nationale du Luxembourg (BnL) vient de publier plus de 4 000 ouvrages luxembourgeois sur *eluxemburgensia.lu*. Un magnifique foisonnement numérique : des livres d'histoire, rapports d'activité, brochures de banques, recueils statistiques, publications du SIP, conventions collectives, programmes électoraux, guides gastronomiques. Et, bien sûr, une vaste collection de monographies locales sur des clubs de foot et harmonies municipales, des paroisses et des chorales. (Sous-estimées, ces publications s'avèrent souvent une mine

d'informations.) Le tout accessible en quelques clics et interrogeable en plein texte.

De nouveau, la BnL accélère le travail de l'historien. Sa base de données cumule déjà 13,5 millions d'articles de presse. S'y ajoutent désormais des milliers de livres des années 1980 et 1990, la *new frontier* de l'histoire contemporaine. (Les nombreuses brochures bancaires, vantant les holdings et le secret fiscal s'avèrent particulièrement intéressantes.) Il y a de tout, vraiment de tout : *Groothertogdom Luxemburg : Reisgids* (1994), *The Directory of Top Banking & Commercial Institutions in Russia* (1993), *Dictionnaire*

des carrières et des fonctions dans la fonction publique (1989), *Dogexpo '94*, ou encore *Eist Kand a säi Velo* (1995), dans lequel Yuppi apprend aux enfants comment ne pas se faire écraser dans le trafic des années 90. Les best-sellers sont par contre plus rares. On trouve l'un ou l'autre classique de Gilbert Trausch, ou encore *Der antifaschistische Widerstand in Luxemburg* (1985) de Henri Wehenkel, ainsi qu'un recueil en hommage à Henri Koch-Kent (*Der parteilose Einzelgänger*, 1990). Mention spéciale pour le magnifique *Liewen am Minett* (1986), premier projet officiel de photographie sociale, documentant le Sud en pleine crise sidérurgique.

La BnL n'aurait pas fait de choix entre les ouvrages, mais strictement suivi l'ordre du premier catalogue digital (datant de 1987), commençant par « LB 1 » et s'arrêtant à « LB 9999 », explique son directeur Claude D. Conter. Chacun de ces ouvrages, précise-t-il, a été feuilleté manuellement pour sélectionner l'exemplaire le moins endommagé. Et les droits d'auteur ? La BnL a suivi la directive européenne en ne retenant que les « œuvres indisponibles dans le commerce », donnant six mois aux ayants droit pour s'opposer. Ceux-ci peuvent toujours se manifester, rassure Conter, leur ouvrage sera alors enlevé et un dédommagement payé. Si les grands succès en librairie des années 1980-90 ne font pas partie des ouvrages mis en ligne, c'est que les éditeurs veulent se garder ouverte l'option d'une réédition.

La BnL reste à l'avant-garde de la digitalisation, creusant l'écart avec d'autres institutions comme les Archives nationales ou le CNA. D'ici juin, le prochain grand corpus sera mis en ligne : *Le Tageblatt* de 1950 à 2014, suivi par l'intégralité du *Lëtzebuurger Journal* imprimé (1948 à 2020). Cette masse vient s'ajouter aux 2,5 millions de pages de journaux d'ores et déjà en ligne. (Un *chatbot* développé par OpenAI est intégré sur *eluxemburgensia*, même si ChatGPT n'a, a priori, pas le droit d'extraire des données.)

Le tout crée une nouvelle transparence dans une petite société. Car outre les articles politiques, économiques et culturels, on peut consulter les pages locales, fouiller les annonces de naissance, résultats aux examens, avis de mariage et *Doudesammoncen*. « Mais ces histoires dormaient dans les journaux d'il y a trente ans et personne ne les savait plus », regrette Proust dans *Le Temps retrouvé*. Elles peuvent aujourd'hui être réveillées en quelques clics. Cette nouvelle facilité comporte aussi des aléas méthodologiques, puisqu'elle favorise une vision tunnel chez les historiens qui risquent de ne trouver que ce qu'ils avaient recherché. ●

AVIS



Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis :
24.03.2026 10.00 heures

Intitulé :
Soumission relative aux travaux de menuiseries extérieures dans l'intérêt de la construction du Centre sportif à Belval.

Description :
– Travaux de menuiseries extérieures.

Critères de sélection :
Les conditions de participations sont indiquées dans les documents de soumission.

Conditions d'obtention du dossier :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des plis :
La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics

(www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

N°. avis complet sur pmp.lu :
2600398

Le Gouvernement du Grand-Duché de Luxembourg
Ministère de l'Économie

La Direction générale Tourisme, en collaboration avec les Offices

Régionaux du Tourisme-ORT,

engage des élèves/étudiants

pour la période du 23 mai au 30 septembre 2026.

Pour de plus amples informations et introduire votre candidature, veuillez consulter l'annonce sur le site www.govjobs.public.lu sous la rubrique « Postuler/Jobs et stages pour élèves et étudiants ».

d'LëtzebuurgerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C.B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Antoine Hron (48 57 57-1; ahron@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), **Stéphanie Majerus** (48 57 57-35; smajerus@land.lu), **Erwan Nonet** (48 57 57-28; enonet@land.lu), **Sarah Pepin** (48 57 57-36; spepin@land.lu), **Pierre Surlut** (48 57 57-20; psurlut@land.lu), **Bernard Thomas** (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Yi Ren (48 57 57-32; yren@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @LetzeburgerLand **Facebook** d'LëtzebuurgerLand **Instagram** letzeburger_land **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,50 € **Abonnement annuel** 220,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000

Amitiés et non-dits

IIII Alejandro Marx

Le Centre culturel A.S. Pouchkine fut le témoin des échanges culturels entre l'URSS et le Luxembourg

Dès juin 1944, un ambassadeur du Luxembourg est en poste à Moscou en la personne de René Blum. Mais il faudra attendre 1956 pour qu'une ambassade soviétique s'installe au Grand-Duché, dans le château de Beggen. Lors d'une visite officielle en URSS en décembre 1969, le ministre des Affaires étrangères, Gaston Thorn (DP), signe un accord culturel entre les deux pays qui sera ratifié trois ans plus tard. En février 1974, l'écrivain soviétique d'Alexandre Soljenitsyne est expulsé de l'URSS. Jacques Santer, secrétaire d'État aux Affaires culturelles, critique les mesures contre l'écrivain, qui ne favoriseraient pas l'application de l'accord.

C'est dans ce contexte tendu que le Centre culturel A.S. Pouchkine de l'Association Luxembourg-URSS est inauguré le 16 novembre 1974 au 9 avenue Guillaume. Le centre propose de « consolider et de multiplier les liens culturels et économiques entre le Luxembourg et l'Union Soviétique ». À cet effet, il offre aux visiteurs une documentation touristique, une bibliothèque, ainsi que des journaux et revues soviétiques. Des films et des conférences sont également proposés.

Le comédien Tun Deutsch compte parmi les fondateurs. C'est lui qui a proposé de donner le nom de Pouchkine au Centre. La résistante communiste Yvonne Frisch occupe le poste de secrétaire générale. L'avocat Gaston Vogel est également membre du conseil d'administration. (Il avait auparavant présidé le Comité Vietnam.) Au poste de présidente, on retrouve Rosemarie Kieffer, recrutée pour développer les relations culturelles entre les deux pays. Proche de René Blum, qui a offert une partie de sa bibliothèque au centre, Kieffer avait déjà tissé de nombreux liens avec les artistes de l'URSS au cours de ses voyages.

Le Centre Pouchkine n'est pas à l'abri de controverses. En 1979, Gaston Vogel démissionne pour s'opposer à l'invasion de l'Afghanistan. L'année suivante, Moscou accueille les Jeux olympiques. Plus de 80 pays boycottent les Jeux, suivant les États-Unis de Reagan. Le gouvernement de Pierre Werner recommande aux athlètes luxembourgeois de ne pas s'y rendre. Malgré une vive controverse interne, le Comité olympique et sportif luxembourgeois autorise les athlètes à participer. Au Centre Pouchkine, on projette un documentaire sur les jeux à Moscou. Cette même année, le Centre déménage au 32 rue Goethe.

À partir de 1979, le Centre organise annuellement un festival dédié à l'une des quinze républiques de l'URSS à l'occasion de l'anniversaire de la Révolution d'Octobre 1917. Pour chaque édition, on suit le même modèle : La visite d'une personnalité politique soviétique au Luxembourg, une manifestation culturelle, des expositions et un spectacle de danse folklorique. En 1982, l'ambassadeur soviétique d'origine arménienne Kamo Oudoumian donne une conférence sur les questions de nationalités en Union soviétique. Dans le système « fédéral » soviétique, explique-t-il, les républiques ont leurs propres gouvernements, leur autonomie culturelle et linguistique seraient « garanties ». Les contacts culturels entre le Luxembourg et les républiques soviétiques s'organisent autour de l'Association pour l'amitié avec les pays étrangers. L'URSS « fédérale » doit maintenir des relations équilibrées entre ses différentes républiques. Alors que les bulletins du Centre Pouchkine dédient jusqu'à cinq pages à une république, ils n'en consacrent que deux à la plus importante, la République soviétique fédérative de Russie.

Les événements du Centre sont parfaitement intégrés dans le monde culturel luxembourgeois.

Le premier échevin de la capitale, Pierre Frieden (CSV), inaugure ainsi une exposition dédiée à l'art de l'Azerbaïdjan soviétique au Théâtre Municipal de Luxembourg. À la Villa Vauban, des peintres ouzbeks exposent leurs œuvres. Au Théâtre d'Esch, un orchestre moldave joue ses compositions. À Echternach, des solistes arméniens chantent dans la basilique. Les institutions européennes au Luxembourg collaborent également avec le Centre. Les films et documentaires sont projetés au Foyer européen, également situé rue Goethe à l'époque. En effet, le directeur du Foyer, Mimmo Morina, dirige la revue *Nova Europa* à laquelle contribue également Rosemarie Kieffer.

Le bulletin du Centre témoigne du dialogue entre les partis politiques luxembourgeois et l'URSS. En octobre 1983, le secrétaire général du LSAP, Robert Goebbels, et le rédacteur du *Tageblatt* Mars Di Bartolomeo voyagent à Moscou et en Azerbaïdjan à l'invitation de l'ambassadeur soviétique. Aujourd'hui, Di Bartolomeo estime face au *Land* que cette visite « nous a permis de plaider pour des accords de désarmement, les droits de l'Homme et les libertés fondamentales ».

Les voyages d'artistes luxembourgeois en URSS sont également promus. La sculptrice luxembourgeoise Marie-Josée Kerschen voyage à Moscou, à Saint-Petersbourg et en Lituanie soviétique pour rencontrer des artistes. Lors de son deuxième voyage en Lituanie, elle réalise une sculpture en basalte qui se trouve aujourd'hui encore dans le parc des sculptures à Klaipeda. Sa collaboration artistique avec la Lituanie continuera au-delà de la fin de l'Union Soviétique. En 2008, elle expose à Vilnius et à Juodkrantė. Elle a fait don d'une sculpture en bois au musée du Diable à Kaunas

L'ambassade soviétique utilise le Centre pour promouvoir les évolutions du système soviétique. En 1988, l'ambassadeur soviétique au Luxembourg, Alexandre Avdeïev, signe un article en faveur de la Perestroïka : « Le peuple entier soutient la Perestroïka. L'homme soviétique est profondément convaincu qu'on réussira à construire une nouvelle société et qu'il n'y aura plus de retour vers le passé ». Né en Ukraine soviétique, Avdeïev occupera le poste de ministre de la Culture de la Fédération de Russie entre 2008 et 2012.



L'actuel Centre culturel et scientifique (ancien Centre A.S. Pouchkine), rue Goethe

Le centre était une fenêtre sur les nations qui formaient l'URSS et allaient bientôt retrouver leur indépendance

Dans le bulletin de novembre 1987, Yvonne Frisch relate son voyage en Ukraine soviétique. L'article commence par une citation du poète ukrainien Taras Chevtchenko. Au lendemain du désastre nucléaire de Tchernobyl du 26 avril 1986, ce voyage est l'occasion de souligner la gestion de crise. Le Centre Pouchkine projette le documentaire *Tchernobyl : Chronique des semaines difficiles*, présenté comme « un hymne à la solidarité du peuple ukrainien et à la sollicitude de l'État soviétique envers son peuple ». Le bulletin publie une photo du réalisateur Vladimir Chevtchenko mort des conséquences des radiations. À Kharkiv, Frisch décrit la communauté multiculturelle de la ville et sa rencontre avec une citoyenne soviétique originaire d'Asie centrale : « En plus des Ukrainiens, la ville a pour habitants des Juifs, Russes, Bélarusiens, Moldaves, Tatars, Polonais, Hongrois et Grecs ». Le voyage se termine aux falaises accidentées de la Crimée.

Quelques années plus tard, à partir de 1990, environ 200 000 Tatars vont retourner en Crimée. En 1944, cette communauté était accusée d'avoir collaboré avec les armées nazies et déportée en Asie centrale. Le début de la Glasnost voit l'intensification de leur mobilisation politique pour leur retour en Crimée. Dans l'Ukraine désormais indépendante, ils rencontreront des difficultés pour obtenir la citoyenneté faute de permis de résidence. À la suite de l'annexion de la Crimée par la Russie en 2014, ils sont perçus comme une communauté suspecte par les autorités russes.

L'annonce de la journée de l'Arménie en 1988 est presque fatidique. Le bulletin dédie une partie de ses pages au Nagorno-Karabakh, une région habitée d'Arméniens située dans l'Azerbaïdjan soviétique. Dans le contexte de la Glasnost, la région voit des manifestations pour le rattachement à l'Arménie. Le conflit évoluera vers la première des trois guerres du Nagorno-Karabakh. Peu de temps après la journée de l'Arménie, un tremblement de terre frappe la république causant la mort de plus de 25 000 personnes. Le Centre Pouchkine organise une collecte de fonds pour les victimes.

La question de la coexistence de différentes ethnies au sein de l'URSS est souvent thématisée. En novembre 1989, durant la journée de l'Ouzbékistan, une table ronde est organisée sur « les problèmes entre nationalités et la place occupée par l'Ouzbékistan en URSS ». Dans cette république soviétique la population ouzbèke côtoie plusieurs peuples du Caucase et de Crimée déportés après la Seconde Guerre mondiale. En juin 1989, des pogroms se déroulent dans la vallée de Fergana. Les Turcs meshkètes, une population déportée de Géorgie, sont visés. Plus de 90 000 Meshkètes fuient le pays. La Géorgie, en train d'établir son indépendance, ferme ses frontières aux réfugiés.

Publié pour fêter les quinze ans du centre, le dernier bulletin de l'année 1990 en souligne les réussites. Plus de mille étudiants y ont étudié la langue russe, un nombre comparable de touristes luxembourgeois a visité l'URSS. Avec la fin de l'URSS, le Centre Culturel A.S. Pouchkine fait sa mue. La poétesse Anise Koltz devient présidente en 1992. Elle occupera ce poste jusqu'en 1999. Le 28 juin 1993, le ministre des Affaires étrangères, Jacques Poos (LSAP), signe un nouvel accord culturel avec la Fédération de Russie. Il faudra attendre le 10 novembre 2011 pour que le désormais « Centre russe pour la science et la culture » soit inauguré avec le soutien du Rosstrudnichestvo, l'agence russe pour « les compatriotes vivant à l'étranger et la coopération humanitaire internationale ». Dans le contexte de l'invasion de l'Ukraine de 2022, le Rosstrudnichestvo est placé sous sanctions par l'UE. Plusieurs de ses « Maisons russes » ont été fermées en Europe. Aujourd'hui, au Luxembourg, les événements culturels sont devenus rares au centre. Celui-ci a perdu depuis longtemps son nom « A.S. Pouchkine ». ●

S

T

|

L

Une bonne tête qui ne manque pas de chapeaux

III Fabien Rodrigues



Mauro Nivaldo Rodrigues Pires affiche sa création avec style

Le Borsalino de Mastroianni, Dolly Parton en Stetson ou encore l'inénarrable *Mountain Hat* de Pharrell Williams signé Vivienne Westwood : quoi de mieux qu'un chapeau iconique pour marquer les esprits, la carrière d'un designer, tout autant qu'une génération, lorsque l'impact prend haute forme ? À l'échelle luxembourgeoise, quelques chapeliers ou modistes de la capitale ont certes vêtu les têtes locales de très chics couvre-chefs, à l'instar de Marco Laux. Mais, on ne connaissait jusqu'ici que peu, voire pas de créatrice ou créateur ayant fait sienne une pratique artisanale séculaire pour l'assortir de manière pertinente à une mode contemporaine plus urbaine...

Pourtant, depuis son atelier et peu, Mauro Nivaldo Rodrigues Pires semble bien pouvoir changer la donne. Tout d'abord plutôt confidentiels, ses chapeaux Caballa se sont fait, doucement mais sûrement, une place de choix sur la scène créative locale, notamment grâce aux marchés de créateurs Augenschmaus où il pose régulièrement ses valises – à chapeaux, bien sûr. Car ses couvre-chefs sont de véritables show stoppers, qui combinent habilement une élégance audacieuse à un héritage coloré, assumé et revendiqué. Il faut dire que le métissage de Mauro s'impose presque comme un cours de rattrapage sur l'ancien empire colonial portugais en Afrique. Le créateur est né à Lisbonne en 1989, mais il retrace les origines capverdiennes de sa mère, cette dernière ayant toutefois grandi en Guinée-Bissau, tandis que son père, originaire de São Tomé et Príncipe, a quant à lui longtemps vécu en Angola. On comprend mieux les clins d'œil culturels que l'on peut retrouver ci et là sur tout ce qu'il propose.

Dans son parcours scolaire, rien ne laissait pourtant penser à un avenir digne d'une fashion week, monsieur ayant alors plutôt opté pour un cursus fiscal, qui semble presque prémonitoire vu son déménagement au Luxembourg quelques années plus tard. Il choisit cependant, à son arrivée, de devenir bartender et apprend le métier auprès de Raph Betti au Paname, « une envie de grand changement, tant géographique que professionnelle, après quelque temps de vache maigre au Portugal ». Mais derrière cette activité rémunératrice se cache le rêve artisanal et haut en couleurs d'un chapelier en devenir. Aujourd'hui, il n'en vit pas

encore, mais la réputation de Mauro et de ses créations en font clairement un des talents locaux à suivre de près. Si la base de ses chapeaux est importée, tout le procédé d'embellissement et de personnalisation sont entièrement réalisé à la main, pièce par pièce, qu'il s'agisse de modèles d'inspiration personnelle ou créés spécifiquement pour quelqu'un, après une rencontre à son atelier. Les créations incluent de plus en plus d'éléments non conventionnels et originaux : du cuir et du métal par exemple, mais on a aussi pu découvrir en décembre dernier une version upcyclée d'un Fedora noir, utilisant une sneaker Vans déconstruite. Une référence au skateboard que l'on retrouve aussi sur les stands Cabballa lors de ses apparitions, où il utilise notamment d'anciennes planches de l'incontournable Giamba, co-organisateur des marchés créatifs Augenschmaus, comme présentoirs. Le résultat : des couvre-chefs assurément sophistiqués, pièces statement uniques qui élèvent facilement n'importe quelle tenue, même minimaliste, pour une opulence précise et qui trouve sa place sans mal dans la culture urbaine actuelle.

Outre les procédés qui évoluent et s'affinent au fil des saisons, Cabballa s'est également enrichi d'un modèle plus « passe partout », ou en tout cas plus quotidien : une casquette déclinée en une poignée de coloris, mais utilisant le même matériau solide et doux que les chapeaux de la marque. Une gamme qui touche notamment une communauté d'artistes lusophones locaux, comme le MC brésilien Nenuco, qui n'a pas hésité à mettre l'ambiance sur le stand de la griffe lors du dernier Luxembourg Design Festival, à grand coups de photo shoots et de mouvements du bassin. Une identité forte, essentielle au travail et à l'inspiration de Mauro, qui met en avant l'aspect communautaire, mais surtout pas communautariste, de son travail. Pour le créateur, qui réalise tous ses modèles depuis son humble atelier de garage, ce qui compte n'est certainement pas d'où l'on vient, mais par quoi on est animé et comment il est possible d'oser afficher son caractère, même via un « simple » accessoire. Un accessoire qui deviendra idéalement le gagne-pain de Mauro si son rêve continue de se transformer en style de vie, « avec pourquoi pas une galerie urbaine Cabballa, où l'on pourrait explorer encore plus ». D'ici là, citons Barbara : « Mais pour toi et pour moi, merci et chapeau bas. » ●

land

20.02.2026

DAS EREIGNIS

Kavalkade

„Rentengefummels“ und „déi kleng Leit solle schaffe goen, bis se futti ginn, fir datt de Politiker hier Rente sécher sinn“, stand am Sonntag auf einem Umzugswagen in der Diekircher Kavalkade geschrieben. Um ein Ziegelhaus



sprangen Bauarbeiter/innen mit Helm. Jemand mit einer Maske von CSV-Premier Luc Frieden hielt ein Schild hoch: „Wir brauchen Geld.“ Andere Wagen enthielten keine politische Botschaft, sie sollten für Unterhaltung sorgen wie die „Wonnerbar“, der „Orientexpress“ oder das „Todayland“. Als Astronaut/innen, Clowns, Bananen, Hexen und Erdbeeren gingen Fasching-Enthusiasten auf die Straße. Als „liminale Phase“, als Übergangsphase, dient Karneval in Luxemburg selten für politische Botschaften. Im Rheinland ist das üblich; jährlich zieht man in Köln den preußischen Militarismus des 19. Jahrhunderts ins

Lächerliche. Aber auch aktuelle nationale und internationale Themen werden kommentiert. *LEssentiel* nannte den rheinischen Karneval am Dienstag jenen „qui ne fait pas rire Poutine“. Satire-Skulpturen-Hersteller Jacques Tilly wird für seine diesjährigen Karnevalsbeiträge inzwischen von Moskau wegen „Falschinformationen über das russische Militär“ verfolgt. Ein paar Faschingsumzüge stehen in Luxemburg noch bevor: An diesem Wochenende in Schifflingen, anschließend in Esch/Alzette. Am Wochenende vom 7. März sind Körich, Klerf und Kayl an der Reihe. Den Abschluss machen eine Woche später Remich und Petingen. SM

DIE AUSSAGE

McGoergen

Noch vor der Veröffentlichung des „Sonderberichts über die Finanzlage der politischen Parteien“ postete Pirate Marc Goergen: „Grousst Thema an der Press war jo dass ech net an de Luxusrestaurant mat deierem Wäin ginn, mee bei McDonald's. Wéi vill aner normal Leit am Land och.“ Keine Sternerestaurants, keine VIP-Menüs, „just Normales“ habe er verzehrt, erklärt der Abgeordnete aus Petingen. Um zu unterstreichen, dass er ein Mensch wie jeder andere ist, der als Normaler unter

Normalen einen BigMac isst, postete er ein Foto von sich in Jeansjacke und -hose vor einem McDonald's. Derzeit ist in der *RTBF*-Mediathek der Dokumentarfilm *Le burger, un super pouvoir américain* zu sehen. Er veranschaulicht, wie der Protest des Landwirts José Bové McDonald's als Sinnbild amerikanischen Industrieessens brandmarkte – und wie der Konzern daraufhin mit groß angelegten Werbekampagnen versuchte, sich in Europa neu zu verankern. Dennoch haftet der Fast-Food-Kette bis heute der Nimbus amerikanischer Soft Power an. In Zeiten von Trump und Co. ist das in unseren Breitengraden nicht von Vorteil. Womöglich



deshalb fügte Marc Goergen noch hinzu: „Lëtzburger net ze vergiesse, vill besser wéi McDo.“ SM

PRINTED IN LUXEMBOURG



HANNERLAND

Ein Produkt von Richtung22

D’WOURECHT HANNERT DEM LAND

LÉIF LIESENDER,

Wann Dir réigelméisseg d’Zeitunge liest, hutt Der et sécher gemierkt. Lëtzebuerg ass endgültig nees am Mëttelalter ukomm. Den Heinrich Kramer dierft sech freeën: den Hexenhammer huet eist Gesetzbuch ersat. Nodeems d’Inquisitorin Deprez zum Kräizzuch opgeruff huet, gouf den Dr. Wilmes mat Mëschtgreifer a Fakel mam Virwurf vu Quacksalberei aus dem Duerf verjot.

Aussergerichtlich Pissoiresverbrennungen uechter d’Land driewen den Tom Weidig, né Pissaire, dozou, sech mussen um Späicher ze verstoppen. Den CNA, d’Uni.lu an de Lëtzeburger Apel kréien allen dräi Toxizitéit virgeworf. Eis gréisst Errongenschaft, d’Pudermëllech, gëtt regelrecht persecutéiert.

De Marc Goergen gëtt wéinst e puer ze deieren Happy Meals un de Pranger gestallt. Mischo-Bashing gëtt zur beléiften Fuesent-Aktivitéit, a Luxtrust-Scam-Links gi souguer vun hirem fréiere Virstand Serge Allegrezza verdäiwelt.

International zeechent sech en änlecht Bild of: Eng woke Verschwörung géint Clienten vun engem onbehellegte Finanzberoder, dee sech ausser Mënschenhandel kaum eppes zu Schued komme gelooss huet, hält d’Welt an Otem.

Hutt Dir es och genuch? Dovun, dass déi Vulnerabelst aus eiser Gesellschaft ëmmer méi ënnerdréckt gin? Dass marginaliséiert Stëmmen kaum Gehéier fannen?

Mir soen: Et geet duer. Nodeems de lëtzeburger „Advocatus Diaboli“ 2024 ausgeflunn ass, gëtt et Zäit, dass nees een des Aufgab iwwerhëllt. Är ënnerdréckte Stëmmen hu kaum nach en Ouer. Dofir maache mir, wat souguer d’Wort sech nëmme sou hallef traute: Mir huelen Är Noutlag eescht. Kommt bei eis, Dir Epsteins, Wilmessens, Mischos a Piss-Weidigs. Mir läschen Äre Scheiterhaufen. Mir huelen Iech vum Kräiz. Jo, am Noutfall befreie mir Iech souguer aus Ärer Oubliette. Well Dir wëllt jo net permanent als Affer do stoen... oder?

Mir wënschen eng angeneem Lektür. F.P.

Den erweiderte Plazverweis, d’Heescheverbuert an d’Police Locale traueren ëm hir kleng Schwësterchen, d’

MANIFESTATIOUNSGESETZ

März 2025 – Januar 2026



kalbiddeg ofgedriwwen am eelefte Mount, ausgerechent vu sengem Papp, dem CSV-Minister Léon Gloden.



MIR KNÉIE FIR DEN DR. WILMES

Op senger Websäit huet den Dr. Wilmes no Temoinagen fir seng Onschold gefrot. Hei eng Auswiel.

- „Wéinst dem Dr. Wilmes hunn ech missten op de Krätsche liichte goen“ – D’Tréiss
- „Vun all menge Geschäftspartner huet den Dr. Wilmes wuel déi mannste futtis Knéien ze verantworten“ – Marc Giorgetti, Parkhausbesëtzer
- „Den Dr. Wilmes bewierkt Wonner. Ech gouf ouni Bee gebuer, an hien huet trotzdem meng Knéien operéiert“
- „Den Dr. Wilmes ass bei wäitem de beschten Dokter an der Findelklinik“ – Marc Hoffmann, Findelklinik-Investor
- „Dem Dr. Wilmes seng Knéioperatioun huet meng Erkältung geheelt“
- „Ech weess net, wouran den Dr. Wilmes säin Doktorat huet, mee ech si frou dass hie meng Klinik mat finanzéiert“ – Dr. Alain Schmit
- „Ich konnte ja nicht ahnen, dass Dr. Wilmes meine Knie operiert“ – Enrico Lunghi
- „Tout mon soutien à Philippe Wilmes, l’élève le plus brillant que j’ai connu lors de ma carrière de professeur de français“ – Dem Dr. Wilmes säi Franséischproff
- „Ech kann dem Dr. Wilmes nëmmen Merci soen fer déi gudd Opératioun“ – Jeff Engelen, ADR
- „Erliewen ähnlech zanter laangen Joren. Courage!“ – Roy Reding, net méi ADR
- „Ech géng de Philippe jo a Schutz huelen, mee wat spréngt fir mech dobäi raus?“ – Serge Wilmes
- „Also meng Gelenker sinn all gutt verséchert. Zu gudder Lescht, dach déi Besch.“ – Pit Hentgen, fréiere Geschäftspartner vun Marc Hoffmann
- „Wéi d’Wort schonn an engem onofhängege Bericht geschriwwen huet, sinn d’Virwërf géint den Dr. Wilmes eng politesch Hetzjuegd durch de Collège Medical“ – Paul Peckels, Wort-CEO an dem Pit Hentgen säi Schwoer

GRAND-DUCHÉ ENTMANNT

D’islamo-queerfaschistes Achsvum Iwwel huet dese Mount och zu Lëtzebuerg zougeschloen. Erënnerend un d’Zäite vun 2015 sinn d’sozial Medie mat Empathiesmessages iwwerschwemmt.

„#Ech sin Pissoir 🍷👉“, post den Deputéierten Tom Weidig a Solidaritéit mat jiddwer Mann sengem treiste Begleeder. Kompatrioten, d’Lëtzeburger Pappeland ass ënner Attack! Eis Hannerland-Redaktioun am exklusiven Interview mat engem vun den Terroristen, déi d’Ausläschung vun eiser Zivilisatioun wëllen:

Hannerland: Wéi laang hutt Dir scho geplangt, e „Great Replacement“ vun de Pissoren duerchzuführen, an all Mann ze forcéieren, sech op Iech ze setzen? Unisex-Toilette: tSCHHHHHHHH-HHHHschhhhhh *traureg Waasserspüll-Geräischer* Dir dégoûtéiert mech. Wéi wäert ech mech jeemools rëm beim op d’Toilette goe sou männlech wéi elo spiere kënnen? Pissaire sinn

eng helleg Konscht, wéi dem Marcel Duchamp säi Kultwierk et weist; an der Form vun enger demüeterter Fra vun eisem Härgott geschaf. Hatt huet ëmmer sou brav all läscht Dréps vu mengem flëssege Gold gedronk. An elo soll ech mech mat dir Näischnotz zefridde ginn? *kuckt de Reporter mat glitzerege Manga-Aen* Du wëlls mech verféieren, du Knaschert! Du mëss et jo mat jidderengem. Egal ob se Männlein, Weiblein, oder Attackhelikopter sinn. Richtig Männer trauen sech hire Wupp beim Trach erauszehuele fir ze weise wee Chef ass. Probéiert Dir d’natierlech Uerdnung ze zerstëieren, andeems elo jiddereen hannert verrigelten Dieren säi beschte Stéck verstoppe kann? *Ahhhhh.....* *gluckerend* D’Zil ass et, jidderengem d’Méiglechkeet ze ginn, – Männer hir Fräiheeten ewechzehuelen, jo! Wou komme mer dann nëmmen hin. Nach ni eppes vun Adam an Eva héiren? Hee steet net fir Näischt als Éischt do. Mir

mussen dringend rëm Reliounscoursen an der Schoul aféieren. Wann elo jiddereen iech Gomorrah-Geräiter eenzel benotzt, wou sollen eis gutt kathoulesch Paschtéier hir Massendénger fannen? Ehmmmmmm.... Viru Joren hu mir beim Hannerland scho gewarnt, dass wa mir „they/thems“ an eis Sprooch loossen, Wokeness gläich eisen Alldag koloniséiert. Mir wësse ganz genau, dass Dir Deel vum Kalifat sidd, a probéiert eis Bouwen ze schwäche fir de Westen zeréckzeerober. Mir hunn ënnert dem Sleepy Joe sengem Amerika gesinn dass Schouleng eng Kazentoilette fir Furries amenagéiert hunn, ass dat och Ärt nächst Zil? Ok, Dir hutt mech erwëscht. Mee et gëtt keen Zeréck. Dir sidd scho säit der zweeter Fro amgang mech ze benotzen. An ech gesinn, et gefällt Iech ;) Ab dem Zäitpunkt ass leider keng Tounopnam méi verfügbar. Wéiee Wee, westleche Mann? Léif

Liesender, wéi Der et hei schwaarz op wäiss gesitt, ass et fënneg vir zwielef. Mir ruffen dringend dozou op, eise geléiften Pissoir ze verdeeden, an déi hannerhäfteg (wann och sexy) Unisex-Toiletten aus eiser Heemecht ze driewen.

Mir wölle bleiwe wat mer sinn, a mir wölle och keng Furries ginn! Mat Iwwerzeugung, vun eis hei beim Hannerland: #Mia sin Pissoir🍷👉👉

BETTER CALL WORT

Dir hudd eng komme gelooss? E puer OPs iwwert de Knéi gebrach, uppsi, an d’Leit si lo net just invalid mee och rosen? D’Dossieren schwätze géint Iech, dobäi wollt Dir dach just Sue maan? An lo ertappt Dir Iech schonns beim Gedanken, Iech z’entschëllegen? Stopp!

D’Michèle Ganzesbein vum Luxemburger Wort weess, op wat et elo ukënnt. Etabléiert mat aacht Artikelen, nach ier d’Géigesäit reagiert, eng alternativ Realitéit. Erfannt déi zweet Sait vun der Medail an diskreditéiert d’Prozedur sou laang, bis d’Leit den Iwwerbléck verluer hunn. An dat alles nach ier d’Fakte wierklech um Dësch leien!

Wetter:



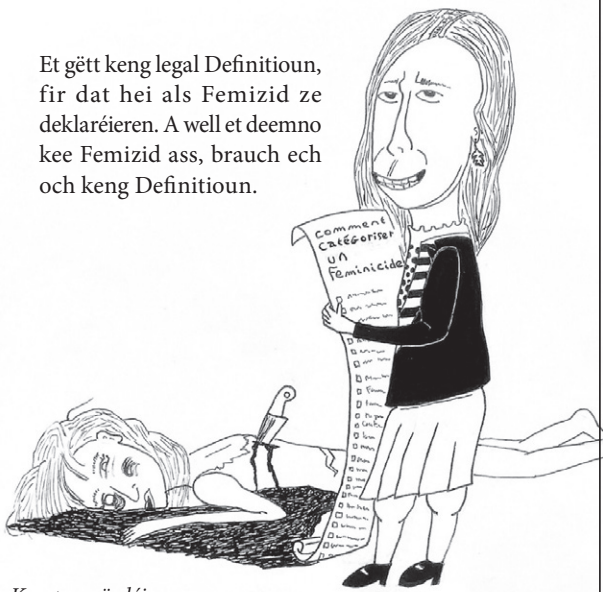
Liebesbriefe an die Redaktion: hannerland@richtung22.org

Preis: 240 LuF.





Et gëtt keng legal Definitiou, fir dat hei als Femizid ze deklaréieren. A well et deemno kee Femizid ass, brauch ech och keng Definitiou.



Kompromëssléisung: Margue hëllt den Terme „Familljendrama“ an neit Mediegesetz op

SCHLUSS MAM MISCHO-BASHING

Fir 2026 de Mischo-Bashing ze reduzéieren, ruffe mir eis Liesender dringend dozou op, d’Mischo-Interviewe vum Joresufank z’ignoréieren an net der Sportsmetapher „Frust-foul“ ze verfalen. Net just d’Sportredaktiounen wäerten elo manner iwwerflächlech a manner knapp berichten, och d’*Hannerland* wäert sech op déi gutt Mischo-Aarbecht konzentréieren, déi eisen neie Liiblingsdeputéierten ganz ouni Rache-Fantasien als Member vun der parlamentarescher Mediekommissioun leeschte wäert.

Éierewäerterweis huet den Här Mischo nämlech ugekënnegt, sech an der Chamber net an d’Kommissioun vum sengen eemolege Ressorte sëtzen ze goen. Hien hätt et a senger Zäit als Minister nämlech „onglécklech“ fonnt, dass do Leit mat Sachkenntnis souzen. De Virwurf vun der Sachkenntnis kann een dem Här Mischo natierlech net maachen, passenderweis sëtzt hie lo an der Kulturkommissioun. Den Ex-Buergermeeschter vun der drëttschster Kulturhauptstad, déi et

jeemools hei am Land gouf, huet hei zwar déi éischt Sëtzung verpasst, mee sicht an enger parlamentarescher Suggestiv-Fro schonn eng nei Plaz fir de Sportsmusée: d’Gébléishal um Belval.

Donieft hëlt sech de Mister Marché-Public d’Fräiheet, mol eppes ganz Neies kennenzeléieren, a siegéiert och an der Budgetskommissioun. A well hien sou gären seng Beamte beschützt, zumindest bestëmmt Beamtinnen, huet hien sech och nach fir d’Kommissioun vun der Fonction Publique gemellt. De Beweis, dass hie keng Dossieren upéckt, mat deenen hie schonn als Minister ze dinn hat: De Georges Mischo ass elo Rapporteur vum Télétravails-Gesetz. D’*Hannerland* bestätegt: Mat Mesuren, déi Employéen d’Liewe méi einfach maachen, hat de Mr. Sonndesaarbecht effektiv bis elo näischt um Hutt. Firdeen éischte Mount am neien Amt ass de Georges Mischo also definitiv onbashbar.

DIKRECH ALAAF!

Een Dag no Våltesdag war et erëm sou wäit: iwwer 30 000 Fuesboke vun hott an har hunn sech an der Ieselsstad Dikrech versammelt fir ze weisen, dass Lëtzebuerg nach ëmmer besser feiere ka wéi d’Preisen. De Béier ass gefloss, fir di grujeleg Stonne vu gëschter ze vergiessen. D’Hannerland Lokalsektioun war och präsent, natierlech symbolesch als Pissoire verkleet, wat och praktesch fir déi vill voll Blose war (#Mia sin Pissoir 🍷👉👌). Och soss war kloer: eist Land bleibt stabil an huet keng Plaz fir Libtards. Fakten iwwer Gefüller.

Wéi och 2025 war e staarke Prozentsaz u flotten Indianermeedercher do. No enger Schlupp Grand Cru an engem wëllen Danz hunn se hir Friddenspäiffen ausgespak a gratis Elixyszigaretten un d’Kanner verdeelt, déi am Landewyck-Sponsorpakéit mat dobäi waren. Genau sou wéi d’Pocahontas! Leider war e Mëssverständnis geschitt: D’Grupp hannert hinnen, déi sech sou flott als ICE-Agente verkleet hat,

hat probéiert d’Indianermeis ze deportéieren, well se hir Haut mat ze vill Selbstbräuner ageriwwen haten. Gottseidank war der ICE hir Schéiss nëmmen aus Schaumgummi, a jidderee konnt driwwer laachen. Eng zweet wäiss Fra vun ICE erschoss wier dann awer eng ze vill, mir brauchen déi jo nach.

De Marc Goergen, verkleet als „Hamburglar“, ass gesi ginn, wéi hien de Kanner d’Kamelle stibitzt an domat probéiert huet, eng Band vu Pirate ze iwwerzeege fir e Raubzoch op d’Marie Astrid ze orchestréieren. Et gëtt gemunkelt, hie wier nach ëmmer jalous op d’Popularitéit an d’Séitüchtegkeet vu senge fréiere Kollege vum Groupe Technique. E war um Wee fir op d’Musel, awer leider schonn zu Angelduerf hänke bliwwen, well hien dem McDonald’s net widderstoe konnt. Bei sou gudder Reklamm ass dat jo och verständlech. Vu dass den IDF mat Big Macs versuert ginn ass, kann dat jo nëmmen

heeschen, dass een duerch e gudde Burger staark genuch gëtt fir Terroristekanner ze beseitegen. We’re lovin’ it!

D’Kréinung vum Spektakel war allerdéngs den allerleschte Weenche. No manner wéi fënnef Méint un der Spëtzt vum Land ass de Willy am Paterskostüm op engem Won mat engem risege Kräiz iwwert de Goudron gerullt. Hien huet virum Vollek deklaréiert, dass hie wéi scho Generatione vu schwache Monarchie virun him sech an d’geeschtlech Welt géif zrëckzéien. Hien huet seng Pläng fir eng nei Abtei am GRIDX presentéiert, fir déi de Lëtzeburger Steierzueler natierlech gären déif an d’Täsch gräift. Et hunn sech direkt 20 Ex-Saumurgänger him ugeschloss, Amen. Doropshin ass den Heng mat 350 Dronen aus dem Himmel geflu komm an huet seng Plaz um Troun erëm rechtméisseg ageholl. Ganz Dikrech huet vu Freed an d’Hänn geklappt. Et ass alles nees beim Alen.

E KULTUR-RÄTSEL

Wéi kann den Zougank zur Kultur verbessert ginn, freet nom Kulturminister elo och RTL. De Sender stellt sech dës Fro awer net selwer, mee direkt fënnef Kulturhauschef*innen. Domat ass d’Ronn zwar repräsentativ fir den uniforme Kulturpublic, leider awer net elitär genuch, fir Bourdieu gelies zu hunn. Mee RTL gëtt Entwarnung: Et ass d’Schoul, déi deene Jonken d’Kultur anzetrüchteren hätt a wien dann net kënn ass selwer Schold.

De Kulturministère ass nach méi pragmatesch: Wann d’Zuele fir de Public net stëmmen, da mussen se anescht erfaast ginn. Kuerz virun deenen nächste Wale wäert den neien „Observatoire de la Culture“ d’Verbesserung vermellen.

Hiweis. D’Hannerland, en Organ vun der Héichkultur, ass éierlech: Wann Dir net Proff, Doktesch oder op d’mannst Direktesch vun engem Kulturhaus sidd, gitt dës Zeitung w.e.g. direkt nees der Persoun zeréck, där Dir se geklaut hutt.

MÉI EPSTEIN WOEN: E PÄDOYER

Gaaschbäiträg spigelen d’Meenunge vun hiren Auteur:innen erëm, net déi vun der Redaktioun. Dës Bäiträg ginn net op Richtigkeet, a scho guer net op Moralitéit hin iwverprüft. Als Journalist:innen ass et eis Pflicht, och a virun allem onverantwortlech Meinungen ze publizéieren. Dësen Artikel gouf als éischt am Luxemburger Wort verëffentlecht an net mat enger KI iwwersat.

Bank-Extraiten, Korrespondenze mat Finanzinstitutiounen, an e gudde Rot un d’Ariane de Rothschild: De Verdacht schéint sech ze bestätegen, dass dem Jeffrey Epstein seng Verbindungen zu Lëtzebuerg reng finanzgeschäfflech waren.

Mee wisou ass dat sou? Ass Lëtzebuerg als traditionell kathoulescht Land einfach méi u klenge Jongen interesséiert wéi u jonke Meedercher? Ass et, well zu Lëtzebuerg d’Demande fir dem Epstein seng extravagant Geschäftsoffer einfach net ginn ass? Schliisslech muss een hei net Milliardär sinn, fir als Täter geschützt ze ginn. D’Presomption d’innocence gëllt hei ëmmerhin och fir banal Theaterpresidenten, déi hir pedokriminell Dote viru Gericht zouginn hunn, a souguer buedemstänneg Schauspillproffen (RIP) brauche keng Konsequenze fir Muechtmëssbrauch iwwer hir Studentinnen ze fäerten.

Oder gëtt et eng vill méi simpel, besuergniserreegend Erklärung: Ass Lëtzebuerg ausserhalb

vu Steierhannerzéiung a Geldwäsch einfach irrelevant fir d’Crème de la Crème vun de pädophille Geschäftsmänner? Oder schlëmmer nach, langweileg? Der Lëtzeburger Press no war dat Schockantst un den Emailen ëmmerhin, dass déi norwegesch Krounprinzessin beim Willy a beim Steph hirer dach nëmme bedéngt spannender Hochzäit bal ageschlof ass.

Eppes ass sécher: Wa wierklech keng Lëtzeburger an den Epstein-Akten implizéiert sollte sinn, ass dat e schlecht Zeeche fir de Wirtschaftswuesstem zu Lëtzebuerg. Net nëmmen, well Wuesstem ouni intensiiv Abanne vun der Jugend net méiglech ass, nee, och well et weist, dass eis Tech-Industrie et einfach net bréngt. Et weist, dass Lëtzebuerg Leit feele wéi Gates, Bezos, oder Musk. De Laurent Mosar huet Recht, wann hien op Twitter implizéiert, dass mer méi Leit wéi den Epstein-Vertrauten an iwwerzeegte Faschist Peter Thiel brauchen. Leit, déi wi de Palantir-Grënner oppe fir d’Ofschafe vun der Demokratie plädéieren, déi nowieslech zesumme mam Jeffrey Epstein an antidemokratesch Initiativen investéiert hunn. Well wann et zwou Saache ginn, déi de Wirtschaftswuesstem bremsen, da sin dat Demokratie a Konsequenze fir Täter. Dass Lëtzebuerg sech dee Schratt net traut, ass en Aarmutszeugnis fir eise Wirtschaftsstanduert, an e séchere Wee fir an de Kommunismus.

FERNWÉIH MAM FERN:

Flucht a Fernost

Ech souz also zu Caracas, an d’Erkenntnis huet sech lues wéi Nowitschok a mir verbreet. Mäin Idol, d’Maria Machado, wäert ech am Venezuela net méi gesinn. Wéinst dem Kolleg aus den USA. Ech wor verwirrt an si reegelrecht aus Südamerika geflücht.

Op de Gäng viru mengem klenge Büro zu Bréissel sinn déi vun AfD an RN panesch ronderëm gelaf. Grad nach hate mir op déi am US-Strategiepabeier ugekënnegt Amëschung an europäesch Walen ugestouss. Elo hu mir eis wéinst Grönland géigesäiteg d’Kamerae fir d’Distanzéierungsvideoen festgehal. D’Stëmmung ass gekippt. Ech hu mech ertappt, am nächste *Russia Today*-Interview un d’Völkerrecht z’appelléieren. Chaos. Dann d’Ofstëmmung am Europa-Parlament iwwer d’Mercosur-Ofkommen. Op eemol hat ech zesummen mam Tilly Metz vun deene Gréngen gestëmmt! Ech stoung net op der Sait vun de Kollege Javier Milei a José Antonio Kast, mee hat meng Brandmauer géint



de Lénks-Wokismus selwer agerappt. Ech hu geziddert. Dann huet sech och nach den Ausseministère gemellt. De Bettel wéilt lo awer mat de Russe schwätzen – si wëllen Tipps vu mir vu menge Moskau-Reesen.

Ech hu missen un d’frësch Loft. Ech sinn op Lëtzebuerg gefuer an hu mech an eiser Muttergottes-Kathedral an e Beichtstull gesat. Firwat wollt ech scho méi an d’Weltpolitik? Ech sinn duerch Galerië vu Lëtzeburger Buerge gescrollt, fir mech ze äerden. Sollt ech zeréck bei d’Kollegen an d’ADR Chambersfraktioun? Duerch de Geheimtunnel aus der Kathedral wier ech an dräi Minutten do. Eng Push-Noricht vum Tom Weidig huet meng Gedanken ënnerbrach: „Ech si Pissoir“. Wat en Niveau. Ech hunn d’Pressetiteln iwwerflunn. Meng ADR ass fir d’Trennung vu Jongen a Meedercher an de Schoulen? Dobäi hat ech mech 2011 nach fir de gemeinsame Schwammunterrecht staark gemaach, fir déi islamistesche Geschlechtertrennung vum Mady Delvaux ze verhënnern. D’Welt steet op der Kopp, och heiheim. Ech hu mer e Ruck ginn. Dann léiwer Turncoat wéi Toilette, Proxykricher wéi Pissoiren, Uran

amplaz Urinal. Ech hunn e Post vum Elon Musk retweet a sinn op de Findel gefuer.

Wéi deemols d’Grande-Duchesse wollt ech als éischt a Portugal ënnertauchen. 52 Prozent haten de Kolleg André Ventura, deen sech mam Salazar sengem Motto „Gott, Land, Famill“ presentéiert, zum neie President gewielt! Mir ware knapps iwwert d’Pyrinäen, wéi sech rausstellt, dass déi 52 Prozent just d’Portugisen aus Lëtzebuerg waren. A Portugal hate 66 Prozent fir e Sozialist gestëmmt. Also hunn ech d’Pilotin mam Schleidersëtze aus dem Cockpit befördert an de Fliger iwwerholl. Ech verloossen déi westlech Hemisphär fir eng Zäit. Iwwer Indien hunn ech kuerz un de Koleeg Modi geduecht, e Patriot, mee d’Ursula von der Leyen war schonn éischer do. Ech si weidergeflunn. Richtung Fernost.

D’Sanae Takaichi gouf vun de Medien als eng nei Thatcher bezeechent. Eng konservativ Hardlinerin, déi de Pazifismus-Paragraph aus der Verfassung sträiche wëll an dofir elo no Neiwalen eng Zweek-Drëttel-Majoritéit huet. Militarismus, patriotesche Educatioun, Monarchismus an eng kloer Linn géint Homosexuellenbestiednisser. Et geet dach. Japan sollt d’Basis fir meng zukünfteg Missioun ginn.

